

Weltenwanderungen

Integration und Integrität



Weltenwanderungen

Integration und Integrität

Impressum

MHV/F.d.l.v.: Wohnbauvereinigung für Privatangestellte
Gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Werdertorg. 9, 1013 Wien

Redaktion: Wohnbauvereinigung für Privatangestellte,
Stefan Loicht, Christian Swoboda

Gestaltung: BÜRO MARKUS/ZAHRADNIK

Fotos: Marianne Greber

Druck: Wograndl

Inhalt

Einleitung

Vorwort	4
Dr. Michael Ludwig, Mag. Michael Chalupka und Mag. Michael Gehbauer im Gespräch mit Sibylle Hamann	8
Eine Stadt – viele Identitäten Dr. Dipl.-Ing. Joachim Brech	16
Wohnen und Integration Dr. Alexander Janda	24
Interkulturelles Wohnen in den Anlagen der WBV-GPA Mag. ^a Andrea Holzmann	28
Grußadresse von Dr. Valentin Inzko	34

Porträts

Stefan Loicht	36
---------------	----

Projektvorstellungen

Der Kauerhof: „There is no end of integration“ Mag. Dr. Daniel Ritter und DI Dr. Katharina Kirsch-Soriano	110
Dobro došli u Sarajevo! Stefan Loicht	118
Integratives Wohnen ist machbar Andreas Hladky	122
Hausordnung der anderen Art	126



Vorwort

Es ist in der Zwischenzeit zu einer Tradition geworden, dass sich die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte bei ihren Partnern, Freunden und Kunden mit einer Publikation als Weihnachtsgeschenk zum Jahresabschluss einstellt.

Wie im Vorjahr mit dem Thema „Hausbesorgungen“ haben wir auch heuer wieder mit dem Arbeitstitel „Integration“ ein heißes Eisen angefasst. Es ist uns ein Anliegen, nicht nur mit unseren Bauwerken, sondern auch publizistisch Beiträge zu gesellschaftlich relevanten Themen zu liefern. Entsprechend unserer Unternehmensphilosophie MENSCHEN. MASSSTÄBE. MEILENSTEINE. haben wir uns bemüht, eine umfassende Darstellung des Themas Integration aus dem Blickwinkel unseres Unternehmens und dem unserer AutorInnen anzubieten.

Menschen

Wie immer haben wir die Menschen, in diesem Fall unsere MieterInnen mit Migrationshintergrund, vor den Vorhang gebeten und ihre Geschichten in Form von Text- und Photoporträts nacherzählt.

Maßstäbe

Welche Maßstäbe zu Grunde zu legen sind, kommt in den Interviews mit Vizebürgermeister Dr. Michael Ludwig, dem Direktor der Evangelischen Diakonie Dr. Michael Chalupka und GF Mag. Michael Gehbauer sowie in den Artikeln des Soziologen und Architekten Joachim Brech, dem GF des Österreichischen Integrationsfonds Dr. Alexander Janda und Mag. Andrea Holzmann zum Ausdruck.

Meilensteine

Die Meilensteine der Wohnbauvereinigung zu diesem Thema sind das DDr. Kardinal König Integrationswohnheim in 1110 Wien, Zinnergasse 29b, das von Andreas Hladky beschriebene Integrationswohnprojekt „Gemeinsam Wohnen in Simmering“ in 1110 Wien, Simmeringer Hauptstraße 192a, der von Dr. Daniel Ritter, beleuchtete Kauerhof in 1150 Wien, Diefenbachgasse 10–12 und nicht zuletzt unsere in Sarajevo/Otes errichteten Wohnhäuser, die in sehr ehrenvoller Art und Weise vom Hohen Repräsentanten Dr. Valentin Inzko gewürdigt werden.

Abschließend verbleibt uns allen, die an dieser Publikation mitgewirkt haben, allen voran unserem Team um Stefan Loicht und Christian Swoboda (Idee und Projektleitung), Markus Zahradnik (Gestaltung) und Marianne Greber (Photographie) sowie allen AutorInnen sehr herzlich für ihre Beiträge zu danken. Wir hoffen, dass das Ergebnis Sie, geneigte/n LeserIn, zum Nachdenken anregt und Sie viel Spaß beim Lesen und Blättern haben.

Wien, im Dezember 2010



Wohnbauvereinigung für Privatangestellte
Mag. Michael Gehbauer, Mag.ª Andrea Holzmann
Geschäftsführung



Aufsichtsrat
Mag.ª Ingrid Reischl
Vorsitzende



GPA Privatstiftung
Dr. Dwora Stein
Vors. d. Stiftungsvorstandes







***„So entsteht
Gemeinschaft,
unabhängig von
der kulturellen
Zugehörigkeit.“***

Dr. Michael Ludwig (Stadtrat für Wohnen, Wohnbau und Stadterneuerung in Wien), Mag. Michael Chalupka (Direktor der Diakonie Österreich) und Mag. Michael Gehbauer (Geschäftsführer WBV-GPA) im Gespräch mit Sibylle Hamann.

Es gibt einen Werbespruch, der heißt: „Wohnst du noch, oder lebst du schon?“ Wohnen und leben scheinen in unserem Sprachgebrauch gefühlsmäßig eng nebeneinander zu liegen ...

CHALUPKA: Wohnen und leben gehören zusammen, weil wir den Großteil unseres Lebens in der Wohnung verbringen. Sogar wenn wir sehr viel arbeiten. Im Prinzip haben wir beim Wohnen alle genau die gleichen Bedürfnisse, nämlich: schlafen, ausruhen, zusammensitzen, kochen, essen.

Eine Menschheitskonstante quasi?

CHALUPKA: Ja, das ist ziemlich unabhängig davon, welchen kulturellen Hintergrund wir haben, oder wie alt wir sind. Die Unterschiede ergeben sich erst durch die Ökonomie. Wenn ich leistbaren Wohnraum will, muss ich diese Grundbedürfnisse eben auf einer kleineren Grundfläche erfüllen. Aber so, dass sie trotzdem funktionieren.

Wenn die Wohnsituation nicht stimmt, gerät das ganze Leben aus dem Tritt?

CHALUPKA: Sicher. Schlecht zu wohnen hat weitreichende Folgen. In armutsgefährdeten Familien gibt es oft keinen Platz, wo die Kinder ihre Schulaufgaben machen können; keinen Schreibtisch, nicht einmal einen Platz am Küchentisch. Das kann ein entscheidender Bildungsnachteil sein, das wissen wir aus allen Studien. Oder wenn Familien nur einen Raum heizen können, weil für mehr das Geld nicht reicht: Das ist nicht nur eine Raumbeschränkung, sondern auch eine Einschränkung der Möglichkeiten, sich zu entfalten.

Was heißt das für die Stadtplanung?

LUDWIG: Über den Wohnbau und die Stadtplanung schaffen wir die wichtigen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, um die Grundbedürfnisse der Menschen zu erfüllen. Wohnen hat in Wien traditionell eine große Bedeutung. Das kommt daher, dass im 19. Jahrhundert die Situation hier eine besonders schlechte war. Es gab damals eine Krankheit, die „die Wiener Krankheit“ hieß – die Tuberkulose. Weil so viele Menschen hier in feuchten, dunklen Wohnungen hausten.

Was kann „Integration“ in diesem Zusammenhang bedeuten?

CHALUPKA: Wenn wir „Integration“ sagen, sollten wir nicht anfangen, das zu ethnisieren. Wir brauchen keine ganz besonderen Wohnungen mit speziellen Grundrissen. Wichtig ist, dass bei allen Wohnbauprojekten die Teilhabe von verschiedensten Menschen mitgedacht wird – von Zuwanderern, aber auch von alten Menschen und Menschen mit Behinderungen. Das muss bei der Planung beginnen und alle Bereiche durchdringen. Wohnen und Bildung etwa kann man nicht getrennt betrachten, Schulen und Kindergärten gehören von Anfang an dazu.

Geschieht das in Wien?

LUDWIG: Wir haben eine Infrastrukturkommission, die sich speziell damit beschäftigt. Sie kümmert sich darum, dass bei allen neuen Wohnbauten auch die Verkehrs- und Bildungsinfrastruktur mitgedacht, mitgeplant und miterrichtet wird. Das verursacht große Kosten, das soll nicht verschwiegen werden. Aber langfristig ist es das wert.

GEHBAUER: Wenn wir als gemeinnütziger Bauträger Wohnprojekte errichten, haben wir manchmal die



Chance, soziale Infrastruktur mitzuplanen. Bei den Gasometern haben wir gemeinsam mit dem Evangelischen Schulwerk ein Gymnasium errichtet, in dem Jugendliche gleichzeitig einen Lehrabschluss und die Matura machen. Schulen sind deswegen so wichtig, weil sie auch rundherum, am Schulweg oder auf öffentlichen Plätzen, Orte der Begegnung schaffen. CHALUPKA: Kontakt zwischen Erwachsenen entstehen ja sehr oft, indem sie über ihre Kinder oder über Schulfragen reden.

Woran liegt es, ob man sich zu Hause fühlt?

LUDWIG: Ich glaube, es liegt weniger an der Grundausstattung der Anlage, sondern eher an der

Vernetzung der Menschen. Der Nachbarschaft. Also: Fühle ich mich da, wo ich wohne, auch wohl.

In der aktuellen Integrationsdebatte beklagen Menschen oft, dass sie sich fremd fühlen. Entweder weil ihr vertrautes Viertel sich stark verändert. Oder weil sie sich hier nicht richtig zugehörig fühlen. Was ist da passiert?

LUDWIG: Menschen fühlen sich fremd, wenn es nicht gelingt, eine Hausgemeinschaft zustande zu bringen. Wir haben vergangenes Jahr den ersten Wiener Wohnbaupreis vergeben. Den hat ein Wohnbau gewonnen, der sich dem Thema interkulturelles Wohnen gewidmet hat. Eine Hälfte der



BewohnerInnen sind ÖsterreicherInnen, die andere Hälfte Zuwanderer. Das funktioniert vor allem deswegen so gut, weil man dort von Anfang an einen engagierten Hausverwalter eingesetzt hat, der draufschaut, dass neue Mieter in das Gemeinschaftsleben eingebunden werden. Man darf die Menschen nicht allein lassen und sie dem Zufallsprinzip ausliefern. Man muss sich kümmern, ihnen gemeinsame Einrichtungen zur Verfügung stellen. Dann entsteht Gemeinschaft, unabhängig von der kulturellen Zugehörigkeit.

CHALUPKA: Wenn man mich in Tokio aussetzt, fühle ich mich fremd, weil ich dort keine Beziehungen habe und auch keine aufbauen kann, weil ich kein

Japanisch spreche. Fremd bin ich, wo Beziehungen nur eingeschränkt möglich sind.

Zu Hause sein heißt Beziehungen haben?

CHALUPKA: Ja. Die Evangelische Schule, die Herr Gehbauer erwähnt hat, ist noch aus einem zweiten Grund interessant: Dort gibt es nämlich auch eine Diakonie-Hausgemeinschaft für ältere Menschen, die absichtlich auf die Schule draufgesetzt wurde, drei Wohneinheiten für 12 bis 13 Bewohner. Seit vielen Jahren kommen alle 14 Tage SchülerInnen zu Besuch, und dann reden sie miteinander. Geschichtsunterricht ist ohne diese WGs gar nicht mehr denkbar. Denn dort wohnen über 90-Jährige, die sogar

noch Erlebnisse aus der Zwischenkriegszeit erzählen können. Hier ist eine reichhaltige Beziehung zwischen Jung und Alt entstanden.

Aber solche Prozesse muss man steuern?

CHALUPKA: Man muss die Betroffenen von Anfang an in die Planung einbeziehen. Auch wenn sie nicht gut Deutsch sprechen, intellektuell beeinträchtigt oder sehr alt sind – es ist möglich, Settings zu entwickeln, in denen sie ihre Bedürfnisse äußern können. Das geht noch einen Schritt weiter als die übliche Bürgerbeteiligung, wo normalerweise nur jene reden, die sich gut artikulieren können. Wir müssen auch die Leiseren suchen. Uns aktiv um sie bemühen und ihnen zuhören.

Wollen Menschen mit Handicaps unter ihresgleichen leben?

CHALUPKA: Gar nicht. Sie wollen dazugehören, nicht abgeschnitten sein.

LUDWIG: Wir nehmen im sozialen Wohnbau ganz bewusst Menschen auf, die verschiedenste Handicaps haben, und es gibt eine große Bereitschaft der MitbewohnerInnen, das mitzutragen. Aber wo die Betreuung nicht intensiv genug ist, kommt es zu Interessenkonflikten. Wenn wir solche Menschen aufnehmen, haben wir auch die Verpflichtung, sie zu begleiten. Sie einfach dort abzuliefern und zu sagen: Macht euch das irgendwie miteinander aus, wäre eine Überforderung der Hausgemeinschaft.

Wie viel Gemeinsames brauchen Menschen, um beim Wohnen miteinander auszukommen?

CHALUPKA: Man braucht Deutsch als gemeinsame Sprache. Deswegen ist es besser, wenn Nachbarn

verschiedene Migrationshintergründe haben, als dass sie alle aus demselben Land kommen.

GEHBAUER: Es braucht ein gemeinsames Interesse, das alle verbindet. Das ist wie beim Fußball. Da fragt man nicht, ob der Stürmer aus der Türkei stammt oder aus Bosnien. Das Spiel funktioniert, weil es ein gemeinsames Ziel gibt – als Mannschaft erfolgreich zu sein.

Ein Problem ist aber doch, dass die Herkunft sehr oft zum alles bestimmenden Merkmal gemacht wird. Immer lautet die erste Frage: Woher kommst du?

CHALUPKA: Das ist nur in bestimmten sozialen Schichten ein Problem, in einkommensschwächeren Gruppen. Erfolgreiche Manager oder Mittelschichtfamilien werden nicht gefragt, woher sie kommen. Da ist die Herkunft kaum ein Thema, egal, welche Haarfarbe sie haben.

Was läuft denn noch schief in der Integrationsdebatte?

LUDWIG: Wir verlieren oft den Blick für Integrationserfolge. Wir vergessen zu sehen, wie viele MigrantInnen es geschafft haben, sich hier zu etablieren, in die Mittelschicht aufzusteigen.

CHALUPKA: Wenn wir uns bestimmte Gegenden anschauen, in denen viele MigrantInnen leben, bekommen wir manchmal den Eindruck: Die bleiben unter sich, die Subkultur verfestigt sich. Aber bei genauerer Betrachtung stimmt das oft gar nicht. Gruppen, die den Aufstieg schaffen, ziehen woanders hin, aber es kommen neue nach. Wir können sie bloß nicht unterscheiden.

Tut die Stadt Wien genug, um diesen Aufstieg zu unterstützen?

CHALUPKA: Genug ist natürlich nie genug. Die Menschen, die in Substandardwohnungen am Gürtel wohnen, wissen oft gar nicht, dass sie auch in einer neuen 70-m²-Wohnung am Nordbahnhofgelände wohnen könnten. Oft sogar um denselben Preis. Wir kennen ja die horrenden Mieten am freien Wohnungsmarkt.

LUDWIG: Wir nützen verschiedenste Informationskanäle, um diese Gruppen gezielt anzusprechen. In den unterschiedlichsten Zielgruppenmedien stellen wir unsere Wohnprojekte vor und machen sie darauf aufmerksam.

Sind Menschen oft überrascht, dass geförderter Wohnraum für sie überhaupt in Frage kommt?

LUDWIG: Ja. Bei Menschen in schwierigen Lebenslagen ist oft das Informationsdefizit ein besonderes Problem. Zu wissen, worauf man Anspruch hat und welche Möglichkeiten es gibt – da läuft viel über Mundpropaganda.

Aber manche wollen vielleicht gar nicht in ein Neubauviertel ziehen, sondern dort bleiben, wo sie schon Beziehungen haben?

CHALUPKA: Ja. Deswegen ist es ja so wichtig, dass man das Heil nicht nur in neuen Stadtvierteln sucht, sondern auch in der Sanierung von altem Hausbestand.

LUDWIG: Darf ich auf den Preis hinweisen, den wir vor wenigen Tagen bekommen haben? Das ist die höchste Auszeichnung der UNO für Stadterneuerung. Genau das wollen wir: Über den erfolgreichen Weg der Sanften Stadterneuerung revitalisieren wir unter Einbeziehung der BewohnerInnen ganze Grätzels und Viertel. Wir wollen, dass die Menschen dort wohnen bleiben

können, wo sie leben, und dennoch verbessern wir damit deutlich ihre Wohnqualität und Lebenssituation. Bei der geförderten Blocksanierung werden die privaten HauseigentümerInnen verpflichtet, 15 Jahre lang die Mieten für die alteingesessenen MieterInnen nicht übermäßig zu erhöhen. Das ist eine Maßnahme gegen die Gentrifizierung. In anderen Städten werden ganze Viertel saniert oder abgerissen und neu bebaut, aber anschließend ziehen komplett neue Menschen ein. Die angestammte Bevölkerung wird verdrängt. Das wollen wir nicht. Wir wollen eine soziale Durchmischung. Jene, die da waren, sollen bleiben, aber gleichzeitig andere zuziehen.

GEHBAUER: Schauen Sie sich das Brunnenmarktviertel an, wo wir gerade ein Objekt saniert haben: Dort ziehen Menschen genau deswegen hin, weil die Mischung so spannend ist.

LUDWIG: Wien ist eine von ganz wenigen Städten weltweit, wo man an der Adresse auf einer Visitenkarte nicht den sozialen Status ablesen kann. Das hängt damit zusammen, dass wir in Wien einen sehr hohen Anteil an geförderten Wohnungen haben. 220.000 Wohnungen im Gemeindebau, dazu noch 200.000 Wohnungen der gemeinnützigen Bauträger: 60% aller Wiener wohnen heute in einer geförderten Wohnung. Es ist ein sehr dynamischer Sektor, mit Angeboten für ganz unterschiedliche Bevölkerungsgruppen.

GEHBAUER: Es gab ja stadtbekanntes Problemhäuser. Aber in den letzten 20 Jahren hatten wir viel Erfolg dabei, diese zu beseitigen. Zum Beispiel der Kauerhof im 15. Bezirk: Dort haben wir 2002 einen gründerzeitlichen Block mit 130 Wohnungen aus einer Konkursmasse erworben. Erst mussten wir die chaotischen Rechtsverhältnisse klären, dort lebten



auch Menschen, die gar keine Mietverträge hatten. Und dann haben wir zusätzlich zur Sockelsanierung eine Huckepacksanierung angeboten: Während die Hülle saniert wird, können Mieter kurzfristig in eine Ersatzwohnung ziehen und sich die eigene Wohnung gleich mitsanieren lassen. Gegen eine vertretbare Erhöhung des Mietpreises.

Wurde das angenommen?

GEHBAUER: Am Anfang waren es drei Mieter von 100, am Ende 40. Die haben sich erst einmal angeschaut, wie das funktioniert, dann wollten immer mehr dabei sein. Die Fertigstellung hat sich damit um fast ein Jahr verzögert, aber das war sehr, sehr sinnvoll.

Wie hat sich die Sanierung auf das Zusammenleben ausgewirkt?

GEHBAUER: Nur ein oder zwei dieser Mieter haben keinen migrantischen Hintergrund. Aber alle fühlen sich persönlich unglaublich aufgewertet. Wenn sie merken, dass die Stadt Geld in die Hand nimmt, um ihre Wohnsituation zu verbessern, fühlen sie sich anerkannt und wertgeschätzt. Auch das ganze Viertel hat an Sozialprestige gewonnen.

CHALUPKA: Aus unserer Erfahrung mit wilden Jugendlichen kann ich bestätigen: Wenn man etwas zu lange kaputt herumliegen lässt, geht noch mehr kaputt. Desolate Verhältnisse ziehen noch desolatere nach sich. Infrastruktur muss geschützt und repariert werden, dann wird sie von den Menschen auch wertgeschätzt.



Eine Stadt – viele Identitäten

Migration und Wohnungswirtschaft

Dr. rer. pol. Joachim Brech, Dipl.-Ing. (Arch. TU)

Im alltäglichen Leben treffen wir überall mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen zusammen. Unser Verhalten – und auch das der Zuwanderer – wird von Vor-Urteilen bestimmt. Ein Vor-Urteil ist prinzipiell nichts Negatives, ja es ist sogar notwendig, sich ein Urteil über eine Situation zu bilden, bevor sie eintritt. Die Frage ist nur, wie wir unsere Urteile bilden und ob wir bereit oder in der Lage sind, neue Erfahrungen zu machen. Dazu sollen die folgenden Ausführungen beitragen.

I. Ohne Migration keine Stadt

Stadt heißt Vielfalt

Als Erstes sollten wir uns immer wieder verdeutlichen, dass es eine Stadt, wie wir sie wünschen, eine vielfältige, prosperierende Stadt, ohne Migration nicht gibt. Wir können also nicht die Vorzüge der urbanen Stadt – ihre ökonomische Energie, die kulturelle Vielfalt, die individuelle Freiheit – genießen und zugleich die mit der Zuwanderung auch verbundenen Probleme ausblenden.

Heute konkurrieren die Städte noch mehr als früher mittels ihres Potenzials an Diversität, besonders an kultureller. Städte, die sich Neuem verweigert haben, haben an Bedeutung verloren. Städte, die ein hohes Maß an Diversität aufweisen, wie etwa Wien oder München, Frankfurt, Hamburg, gewinnen. Städte, in denen sich MigrantInnen nicht willkommen fühlen, in denen sie ihre Eigenarten nicht leben können, verringern ihre

Chancen im Wettbewerb. Diversität ist ein Standortfaktor geworden. Ausländischen Investoren (ich meine hier nicht die Patrone der illegalen Ökonomie) wird es nicht gleichgültig sein, wie ihre Landsleute oder wie andere Zuwanderer behandelt werden. Gleiches gilt natürlich auch für die Einheimischen. Integration aller BürgerInnen – nicht nur der Zugewanderten – in das gesellschaftliche Leben ist also unverzichtbar.

Integration gelingt, aber sie braucht Zeit

Zweitens: Die Integration von Zuwanderern ist immer ein langer und ein differenzierter Prozess, der sich über Generationen hinzieht und für viele, Zuwanderer wie Einheimische, schmerzlich sein kann. Trotz der Probleme des Alltags sollten wir sehen, dass Integration in unseren Städten letztlich immer gelungen ist und dass diese ihre Integrationskraft noch lange nicht verloren haben. Im geschichtlichen Ablauf werden die medialen und politischen Aufregungen, die die Zuwanderung immer begleiten, relativiert gegenüber der Dynamik der Stadt.

Heute allerdings ist die Integration einiger Zuwanderergruppen besonders schwierig: Im gegenwärtigen Strukturwandel, in dem auch für viele Einheimische Traditionen brüchig werden, wirkt „das Fremde“ umso bedrohlicher. Als es einen Mangel an minderqualifizierten Arbeitsplätzen gab, waren Zuwanderer willkommen, jetzt sehen manche in ihnen eine Konkurrenz und machen Zuwanderer für ihre schlechte Situation verantwortlich.

Zuwanderung ist nicht gleich Zuwanderung

Als Drittes ist festzustellen, aus welchen Gründen und aus welchen Kulturkreisen MigrantInnen zu uns kommen. Die wichtigsten Wanderungsgründe sind:

- Es kommen Menschen, die ihr Land wegen ethnischer, religiöser oder politischer Verfolgung verlassen. Flüchtlinge aufzunehmen gebieten internationale Konventionen. Diese MigrantInnen wollen in der Regel wieder in ihre Heimat zurück, sobald sich dort die Situation gebessert hat.
- Andere entschließen sich zur Auswanderung, um in einem anderen Land ein besseres Leben führen zu können oder um ihre daheim gebliebenen Verwandten zu unterstützen. Dass Länder wie Österreich mit einem im Vergleich exzellenten Sozialsystem und guter Wirtschaftslage attraktiv sind, sollte nicht wundern.
- Eine weitere Gruppe sind die „Arbeitskräfte“, die vom „Gastland“ aus wirtschaftlichen Interessen angeworben werden. Anfang der siebziger Jahre wurden vor allem jugoslawische und türkische Arbeiter angeworben mit der Vorstellung, dass sie wieder zurückgehen würden, wenn man sie nicht mehr braucht. Sie blieben aber und ließen ihre Familien nachkommen. Heute versucht man speziell und höher qualifizierte Arbeitskräfte zum Kommen zu bewegen. Neuerdings gibt es in Österreich eine Zunahme der „Arbeitsmigration“ aus Ländern der Europäischen Union mit Deutschland an erster Stelle.

Jeder Zuwanderer trägt die Kultur seiner Heimat mit sich. Man kann nicht einfach Arbeitskräfte je nach Bedarf anwerben, heute z.B. Altenpflegerinnen, und meinen, die Angeworbenen würden ihre Wurzeln einfach

kappen, ihre Kultur, ihre Religion, ihre Gewohnheiten zu Hause lassen. Andere bringen als Opfer von politischen Konflikten in ihrem Land, Tschetschenen zum Beispiel, traumatische Erlebnisse mit.

Welches Maß an Differenz ist für das Zuwanderungsland tragbar, welche kulturelle Eigenheit der Zuwanderer bereichert, welche muss zurückgewiesen werden?

Eine prinzipielle Antwort ist einfach und schon oft gegeben worden: Unsere gesellschaftliche Ordnung gründet auf der Freiheit des Individuums – egal ob Mann oder Frau, schwarz oder weiß – und nicht auf der eines Kollektivs, eines Klans, einer Sippe. Zweitens habe wir über Jahrhunderte die Säkularisierung, die Trennung von Staat und Kirche oder die Unterscheidung zwischen Diesseits und Jenseits erkämpft. Es liegt in unserer Hand zu bestimmen, was wir für gut, was für schlecht halten. Wir haben uns einen Rechtsstaat geschaffen, der unsere individuellen Rechte vor Willkür schützt. Die Ursprünge dieser Staatsidee reichen zurück bis zum griechischen Stadtstaat. Wir haben gewaltfreie Formen der Auseinandersetzung entwickelt, um immer wieder eine Balance zwischen der individuellen Freiheit und der Rechtsstaatlichkeit zu finden.

Es schien mir notwendig, diese bekannten Sachverhalte aufzuführen, denn hier liegt die Wurzel für viele Konflikte zwischen uns und bestimmten Zuwandergruppen aus muslimischen Ländern. Es handelt sich hierbei nicht um Missverständnisse aufgrund unzureichender Informationen über die fremde Kultur. Es bestehen grundlegende Unvereinbarkeiten, die sich bis in den Alltag hinein manifestieren. Unsere Verfassung und bürgerliche Stadtgesellschaft erlauben nicht, dass, was wir für gut oder falsch halten, von einer göttlichen Offenbarung stammt, dass Politik als Erfüllung eines göttlichen Auftrags verstanden wird, dass sich selbst abschottende Gesellschaften mit eigenen Gesetzen und eigener religiös definierter Rechtsprechung entwickeln, dass Frauen als Menschen zweiter Klasse angesehen werden dürfen, männliche Ehre mehr gilt als die Rechte der Frau.

Das Recht auf Individualität beinhaltet also zwar das Recht auf kulturelle Eigenartigkeit und Lebensweise. Aber damit kann nicht jede Erziehungspraktik oder jedes Verhalten gegenüber dem anderen Geschlecht im Alltag – z.B. bei der Hausverwaltung – gerechtfertigt werden. Insofern haben wir unserem Handeln Normen zugrunde gelegt, die wir für universell ansehen und in denen das Anderssein seine Grenze findet.

Integration und Segregation

Integration vollzieht sich auf mehreren Ebenen: der wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und der territorialen. Demgemäß ist Integration ein zentrales Paradigma unserer Stadtplanung und der Wohnungspolitik. Hier wird erfolgreiche Integration so interpretiert, dass es keine ethnischen Wohnviertel und Wohnanlagen geben sollte – wie das z.B. in Großbritannien und in Frankreich der Fall ist –, also keine Segregation. Es besteht die Befürchtung, dass sich in solchen Gebieten Lebensformen festigen, die unseren Grundwerten widersprechen. Das negative Beispiel bietet Berlin, wo türkische Einwanderer in ihren Wohngebieten alles vorfinden, was sie zum Leben brauchen, weshalb viele sich allen Integrationsbemühungen selbst bis in die dritte Generation hinein verweigern.

Segregation ist immer schon ein Charakteristikum der Stadt gewesen. Territorial gliedert sich die Stadt seit jeher nach Vierteln mit bestimmten Charakteristiken, denn jeder möchte unter seinesgleichen wohnen oder in einem Stadtteil seines Milieus. Wir wollen aber keine Mauern in der Stadt, weder sichtbare noch unsichtbare. Das Problem ist nicht die Segregation an sich, sondern ist die unfreiwillige Segregation, indem nämlich Menschen keine Wahl haben, nicht selbst bestimmen können, wo und in welcher Nachbarschaft sie wohnen.

Eine Voraussetzung für Integration ist nach unserer Vorstellung die „soziale Mischung“ in Wohngebieten und Wohnanlagen, da dadurch alle – ungeachtet von Einkommen, Haushaltsform oder Beruf – von kultureller Vielfalt profitieren könnten. Wir vermeiden aber wohlweislich, dafür genauere Festlegungen zu treffen. In vielen Wohnhausanlagen der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen ist ein Zuwandereranteil von 30% durchaus üblich, ohne dass es ernstere Probleme gibt. In Projekten wie der Interethnischen Nachbarschaft in Wien wohnen 50% Zuwanderer auf das Beste mit den Einheimischen zusammen. Die BewohnerInnen können tolerant miteinander umgehen, denn sie fühlen sich insgesamt gesellschaftlich integriert. Über das Maß an Nähe und Distanz haben sie selbst entschieden. Sie könnten, wenn sie wollten, wegziehen. Diese interkulturelle „Mischung“ regelt sich im Grunde von selbst.

Ganz anders ist das in jenen Vierteln, die wir als problematisch ansehen, weil hier die BewohnerInnen, Einheimische wie Zuwanderer, nicht imstande sind, tolerant zu sein und im Fremden einen Vorteil für sich selbst zu sehen. Viele haben keine Perspektive auf eine bessere Zukunft. Statt dessen: Gewalt unter den Jugendlichen, Vandalismus und Kriminalität im Viertel und in den Wohnanlagen und nach außen zur Stadt hin.

Probleme mit der Migration entstehen also vor allem in den Wohnvierteln oder Wohnanlagen, in denen MigrantInnen und Einheimische leben, die gleichermaßen unter den Folgen des Strukturwandels leiden, weil sie ohne Arbeit sind, zu geringe Qualifikationen haben, weil sie den Strukturwandel nicht verstehen können. Einheimische sehen im Fremden die Ursache ihrer Probleme und weisen den MigrantInnen die Schuld für ihre Misere zu. Das sind solche Wohnanlagen, aus denen dann auch aufstiegsorientierte MigrantInnen wegziehen.

II. Der Alltag

Probleme der Integration der vielen Zuwandererkulturen entstehen nicht nur beim Wohnen, sondern überall, wie die damit befasste Rechtsprechung zeigt: in der Schule, am Arbeitsplatz, im Verkehr.

Von der Politik wird wegen des für die Stadt so wichtigen „sozialen Friedens“ Integration gefordert. Dazu werden zahlreiche Angebote gemacht und Projekte gefördert. Vereine und soziale Organisationen bieten sich für den Transfer der sozialen Programme in die Praxis an. Auch die Leitenden der Wohnungsunternehmen wünschen „sozialen Frieden“ in den Wohnanlagen. Für die Unternehmen ist das auch eine wirtschaftliche Frage. An exponierter Stelle aber stehen die MitarbeiterInnen in der Wohnungsverwaltung.

Sie müssen den Frieden tagtäglich aushandeln.

Welche Voraussetzungen können dafür geschaffen werden? Einige Anregungen.

Kompetenzen für die MitarbeiterInnen

Bei mehreren Seminaren für MitarbeiterInnen in der Wohnungsverwaltung habe ich den Eindruck gewonnen, dass sie für ihre schwierige Aufgabe unzureichend vorbereitet sind und dass sie auch zu wenig Rückhalt von den Geschäftsführungen erfahren.

Im Alltag – bei der Wohnungsvergabe, weil die Miete nicht gezahlt wird, weil Wohnungen verwüstet werden, bei Nachbarschaftsproblemen usw. – geraten die MitarbeiterInnen in eine fatale Rolle. Stellvertretend für viel komplexere soziale Zusammenhänge werden sie angegriffen, müssen sich durchsetzen und abwehren,

Kann ein Motorrad fahrender Sikh unter Berufung auf seine religiöse Pflicht, einen Turban zu tragen, Befreiung von der allgemein geltenden Helmpflicht verlangen?

Muss einem jüdischen Häftling koscheres Essen vorgesetzt werden?

Hat ein islamischer Arbeitnehmer das Recht, seine Arbeit kurzzeitig für Gebete zu unterbrechen?

Muss jüdischen Kaufleuten die Geschäftsöffnung am Sonntag erlaubt werden, weil sie am Samstag aus religiösen Gründen keine Geschäfte tätigen dürfen?

Hat eine islamische Schülerin ein Anrecht darauf, vom Sportunterricht befreit zu werden, weil sie sich dem anderen Geschlecht nicht in Sportkleidung zeigen darf?

Können Zuwanderer verlangen, Verstorbene ohne Rücksicht auf die einheimische Friedhofsordnung zu bestatten?

Muss Fremden das Schächten erlaubt werden, obwohl es den einheimischen Tierschutzregeln widerspricht?

Dürfen Migranten ihre öffentlich geförderten Mietwohnungen nach ihren landesüblichen Gewohnheiten umbauen?

Können der Sprache nicht mächtige Migranten verlangen, dass der Mietvertrag oder die Hausordnung in ihre Sprache übersetzt wird?

Kann man einer Migrantenfamilie eine Wohnung verweigern, weil man befürchtet, dass die einheimischen Nachbarn damit nicht einverstanden sind?

Kann man einer Migrantenfamilie verweigern, dass nachkommende Familienangehörige mit einziehen?

(Dieter Grimm: Nach dem Gesetz: Welche kulturellen Konflikte zwischen Einheimischen und Zugewanderten entstehen und wie ihnen juristisch begegnet werden kann. In: FAZ v. 21. Juni 2002, S. 49.)

müssen gar gewärtigen, als ausländerfeindlich bezeichnet zu werden. In den Clans und ihren Netzwerken in segregierten Vierteln weiß man sehr wohl auf dieser Klaviatur zu spielen, um sein Ziel zu erreichen. Dass Mitarbeiterinnen es wegen des Männlichkeitswahns oder der männlichen Minderwertigkeitsgefühle ihrer Kunden besonders schwer haben, liegt auf der Hand.

Hilfreich wäre es hier, wenn es im Unternehmen ein Leitbild und, daraus abgeleitet, Regeln für typische Abläufe und Kommunikation gäbe (wie z. B. bei der Wohnungsbelegung versucht werden könnte, Nachbarschaftsprobleme zu vermeiden), auf die sich die MitarbeiterInnen beziehen können. Ein wichtiger Punkt hierbei wäre, Zuwanderer aus bestimmten Kulturen darauf hinzuweisen, dass bei uns Frauen gleichberechtigt in allen Funktionen des Unternehmens tätig sind. Bestimmtheit und Eindeutigkeit helfen.

Damit sich die Konflikte nicht auf die MitarbeiterInnen fokussieren und weil viele Probleme ja außerhalb von deren Einflussbereich liegen, wäre es gut, regelmäßig einen Erfahrungsaustausch mit den sozialen Organisationen vor Ort, Gesundheitsdiensten, Schule und Kindergarten und der Polizei zu pflegen. Hier könnte man auch versuchen, den Einzelfall in seinen Kontext zu stellen. Hier könnte man auch Strategien zur wirtschaftlichen Integration der Zuwanderer entwickeln. Denn soziale Hilfestellungen oder der Zugang zu öffentlich geförderten Wohnungen allein reichen nicht aus. Der Schlüssel zu gesellschaftlicher Integration bleibt die – legale – wirtschaftliche Aktivität.

Ebenso wichtig ist die unternehmensinterne Kommunikation: ein Feedback an die Geschäftsführung, ein regelmäßiges Monitoring unter Einbeziehung der MigrantInnen und – in Abständen – eine externe Evaluation der Maßnahmen und ihrer Wirkungen.

Vermeiden von Diskriminierung, Förderung der Identifikation

Soziales Verhalten steht auch in einem Bezug zur Umwelt. An lieblos gestalteten Orten wird man kaum Rücksichtnahme der BewohnerInnen erwarten können, wie umgekehrt Sorgfalt sich positiv auswirken kann. Da es nicht das Ziel sein kann, permanent sozial in den Wohngebieten zu intervenieren, gilt es, die Voraussetzungen zu verbessern, damit die BewohnerInnen sich nicht diskriminiert fühlen, vielleicht sogar positive Haltungen entwickeln können. „Sozial friedliche“ Wohngebiete liegen auch im wirtschaftlichen Interesse der Wohnungsunternehmen.

Dem sozialen Zusammenleben liegen bestimmte Kategorien des menschlichen Strebens und Empfindens zugrunde, die, wie ich glaube, Einheimischen und Zuwanderern gleichermaßen wichtig sind. Solche Kategorien sind: Orientierung nach oben, Bewahren und Überliefern von Tradition, Gewohnheiten pflegen, unter sich sein wollen, Gesehenwerdenwollen, Stolz auf etwas sein wollen, Anerkennung bekommen, etwas Eigenes schaffen wollen, Respektiertseinwollen.

Beim Wohnungsbau der letzten Jahrzehnte wurde auf solche tiefen Empfindungen oft zu wenig sensibel eingegangen. Auch in den letzten Jahren dominierte beim Neubau häufig das Gestaltungs- und Reputationsinteresse des Architekten. Mit einer neuen Ebene für nachhaltigen Wohnungsbau – „soziale Nachhaltigkeit“ – wurde in Wien eine Richtungsänderung eingeschlagen.

Die Beachtung dieser Kategorien bei Neubau und der Sanierung kann Integration fördern und Identifikation schaffen. Es geht hierbei gar nicht um größere Investitionen, sondern um eine bessere Planung und mehr Sensibilität. Das ist gerade deshalb beim Wohnen so wichtig, weil man im Arbeitsleben immer weniger Eigenverantwortung und Anerkennung findet. Es ist durchaus möglich, Kategorien wie „stolz sein wollen auf etwas“ konkret anzuwenden. Gefragt sind hier nicht die großen Gesten, sondern viele kleine. Ein Beispiel: Ich habe die BewohnerInnen der interethnischen Nachbarschaft gefragt, was sie ihren BesucherInnen besonders gern zeigen. Das war der schöne und helle Waschraum mit Blick und Zugang zum Kinderspielplatz – und nebenbei: mit den tollen Miele-Waschmaschinen. Hier wird es keinen Vandalismus geben.

Integration ist eine Daueraufgabe der Stadt. Sie stellt sich je nach den Zuwanderungsströmen und je nach der wirtschaftlichen Situation des Landes und der Stadt immer wieder neu. Der gesellschaftliche Strukturwandel bringt es mit sich, dass die Wohnungsunternehmen dabei eine immer wichtigere und zentrale Rolle spielen werden.

Derzeitige Tätigkeiten von Dr. rer.pol. Joachim Brech, Dipl.-Ing. (Arch. TU):
Intermediäre Kooperation bei Bauträgerwettbewerben.
Seminare, Vortragstätigkeit und Publikationen zu Stadtplanung und Wohnen.
Entwicklung und Projektplanung eines modularen Baukonzepts in
Zusammenarbeit mit www.max-boegl.de sowie www.modulhausbau.de.
Weitere Texte zum Thema Migration: www.joachimbrech.de





Wohnen und Integration

Dr. Alexander Janda

Integration ist unbestritten eine ganz zentrale gesellschaftspolitische Aufgabe. Der soziale Friede von morgen braucht heute erfolgreiche Integration. Wie groß der Handlungsbedarf in dieser sozialen Schlüsselfrage ist, zeigen auch empirische Erhebungen. Wie das aktuelle Statistische Jahrbuch Migration & Integration dokumentiert, empfinden nur 3,5% der ÖsterreicherInnen Integration als sehr gut funktionierend. Umgekehrt sagen rund 18%, dass diese sehr schlecht funktioniert. Berücksichtigt man jene rund 51%, die Integration als „eher schlecht“ funktionierend qualifizieren, dann ergibt sich eine überwältigende Mehrheit der inländischen Wohnbevölkerung, die mit dem Integrationsprozess unzufrieden sind.

Außer Frage steht in der integrationspolitischen Debatte, dass ausreichende Deutschkenntnisse ein entscheidender Erfolgsfaktor für gelungene Integration sind. Am Spracherwerb hängt vieles: der soziale Aufstieg durch Bildung und Beruf, die Kenntnis und Akzeptanz von Werthaltungen und vor allem die Kommunikation mit der ansässigen Bevölkerung. Eine Herausforderung, die sich etwa mit Blick auf Wien auf besondere Weise stellt: 558.010 WienerInnen oder knapp 32,8% der Bevölkerung sind ausländischer Herkunft. Sie haben entweder eine ausländische Staatsbürgerschaft oder wurden im Ausland geboren. 40,7% der Wiener SchülerInnen haben eine andere Muttersprache als Deutsch. In den Volks- und Hauptschulen ist der Anteil mit 50,6% bzw. 60,9% besonders hoch. Mangelnde Integrationserfolge verhindern notwendige soziale Erfolge. Die 25- bis 45-jährigen WienerInnen aus Ex-Jugoslawien oder der Türkei verdienen im Schnitt nur gut die Hälfte von ÖsterreicherInnen. Unter Wiener MigrantInnen sind 11,1% arbeitslos, unter Einheimischen 5,4%.

Mangelnde Integration verhindert aber nicht nur den individuellen und sozialen Erfolg in Österreich, der mit Blick auf die Bevölkerungsentwicklung die Nachfrage der Wirtschaft nach qualifizierten Arbeitskräften wichtiger denn je ist, sie fördert auch Segregation. Mittels Segregationsindex lässt sich die räumliche Konzentration von Bevölkerungsgruppen (z.B. der Bevölkerung bestimmter Herkunftsregionen) messen.

Für die Bevölkerung ausländischer Herkunft lag der Segregationsindex am 1. 1. 2010 bei genau einem Drittel. Die Bevölkerung deutscher Herkunft verzeichnete mit 23% einen besonders niedrigen Segregationsindex, war also relativ gleichmäßig in allen Gemeinden verteilt, während die Zuwanderer aus der Türkei (45%), aus Asien (46%) und aus Afrika (48%) relativ stark segregiert waren. Die räumliche Abschottung ethnischer Gruppen und die Bildung von ghettoisierten Stadtteilen sind per se integrationsfeindlich und müssen durchbrochen werden. Der kommunalen Wohnpolitik und der Stadtplanung kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Es braucht entsprechende Regulierungen und Anreize, um im Wohnbereich die Segregation zu stoppen und Integration zu fördern. Interkulturelles Wohnen ist aus integrationspolitischer Sicht eine von mehreren Lösungsstrategien.

Die Herausforderungen im Wohnbereich für Personen mit Migrationshintergrund sind – abhängig vom Herkunftsland – ohnehin hoch. Im Jahr 2009 lag die durchschnittliche Wohnfläche pro Kopf bei rund 43 m². Personen mit Migrationshintergrund stand hingegen mit 31 m² pro Kopf rund ein Drittel weniger Wohnfläche zur Verfügung. Hatten EU-BürgerInnen mit 48 m² pro Person überdurchschnittlich große Wohnungen, waren die Wohnverhältnisse von Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien mit 25 m² sowie der türkischen Bevölkerung mit 20 m² deutlich beengter.

Auch die Wohnkostenbelastung, also der Anteil des Haushaltseinkommens, der für Wohnkosten ausgegeben wird, ist bei Personen mit ausländischer Herkunft überdurchschnittlich hoch. 2008 mussten insgesamt rund 18% der Bevölkerung mehr als ein Viertel ihres Haushaltseinkommens für Wohnkosten aufwenden, jedoch 34% der Personen ausländischer Herkunft. Besonders stark von hohen Wohnkosten betroffen waren Personen türkischer Abstammung, von denen 37% Wohnkosten von mehr als einem Viertel des Haushaltseinkommens hatten. Auch Zuwanderer aus dem ehemaligen Jugoslawien waren überdurchschnittlich (zu rund 23%) von hohen Wohnkosten betroffen, im Inland geborene ÖsterreicherInnen hingegen mit 16% etwas weniger als im Mittel. Diese Zahlen zeigen klar, dass Integrationspolitik und Wohnpolitik auf das Engste miteinander verknüpft sind. Der Wohnungsstandard und die räumliche Situierung sind vielfach eine Funktion erfolgreicher oder erfolgloser Integration.

Die Erfahrung zeigt, wie wichtig das Wohnumfeld für erfolgreiche Integration ist und welche Hürden es dabei zu überwinden gilt. Bestehende Konflikte, die kulturelle oder soziale Hintergründe haben können, werden dabei nicht schöngeredet, sondern unter Einbindung aller Beteiligten bestmöglich gelöst.

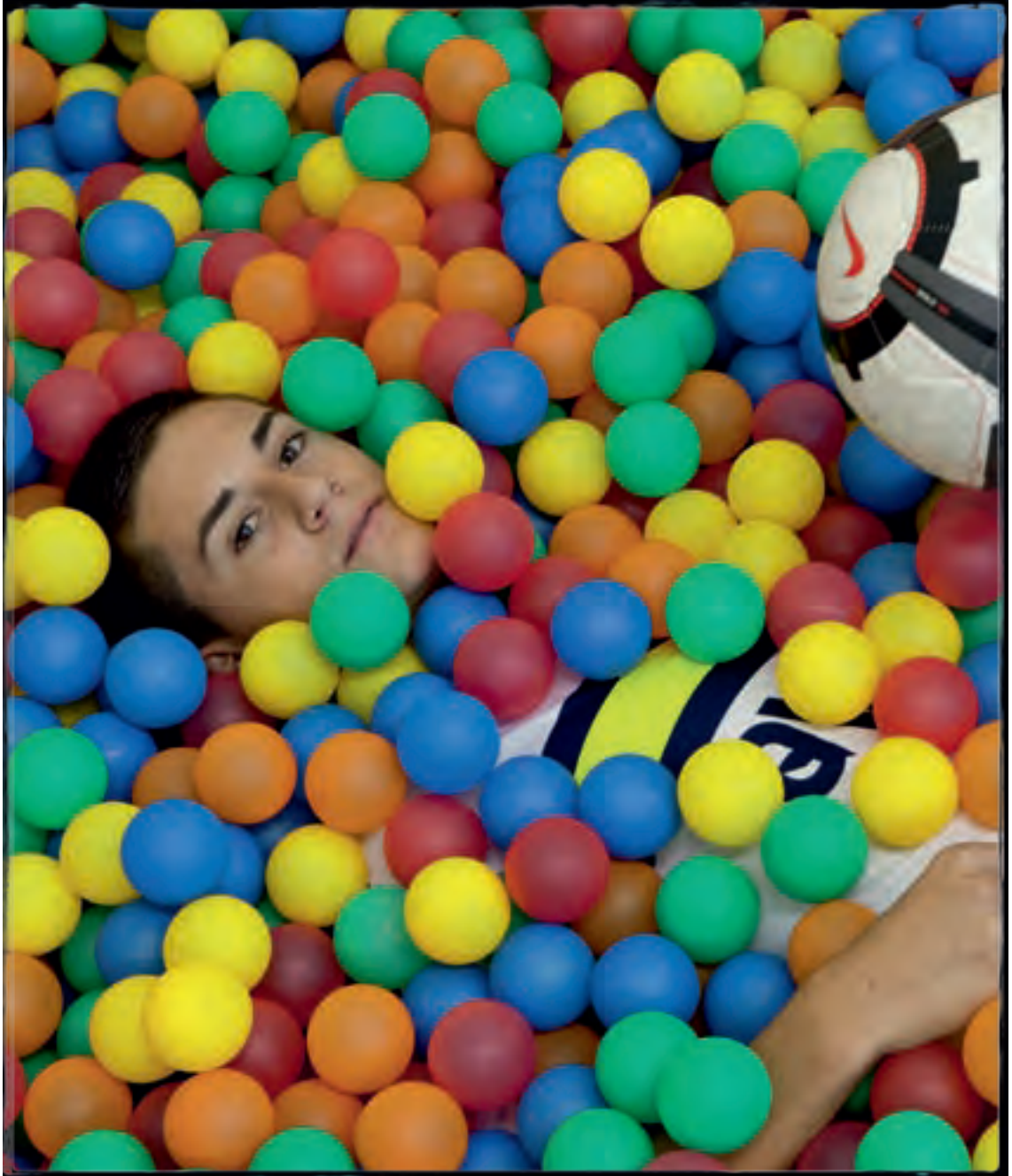
Der Österreichische Integrationsfonds (ÖIF) als bundesweit tätiger Integrationsdienstleister arbeitet mit einem breiten Leistungsprofil daran, Personen mit Migrationshintergrund bestmöglich in Österreich zu integrieren. In der von der WBV-GPA angemieteten ÖIF-Zentrale in der Schlachthausgasse werden professionelle

Integrationsleistungen entwickelt und angeboten. Dabei setzt der ÖIF insbesondere Akzente in den Bereichen Sprache, Bildung und Arbeitsmarkt. Die Leistungen reichen von Deutschkursen für unterschiedliche Sprachniveaus, Unterstützung bei der Berufsausbildung oder im Studium (Liese Prokop Stipendium) über Beratung und innovative Hilfestellung bei der Integration in den Arbeitsmarkt.

Einmal mehr zeigt sich, dass Integration jedenfalls der nationalen Steuerung und Evaluierung bedarf – wie dies auch im Nationalen Aktionsplan für Integration festgehalten ist –, aber die Umsetzung auf der lokalen Ebene im Lebensumfeld der Menschen letztlich erfolgsentscheidend ist. Insofern sind auch die Aktivitäten von Wohnbauvereinigungen mit Integrationsbezug eine wertvolle und wichtige Hilfestellung, damit aus Integrationsherausforderungen Erfolgsgeschichten für alle Beteiligten werden können.



Dr. Alexander Janda ist Geschäftsführer des Österreichischen Integrationsfonds.



Interkulturelles Wohnen

in den Anlagen der WBV-GPA

Mag.^a Andrea Holzmann

Wie überall in Wien, leben auch den Anlagen der WBV-GPA zahlreiche Personen, die nach Österreich eingewandert sind oder in zweiter oder dritter Generation von Einwanderern abstammen. Wie hoch der Anteil der MieterInnen mit Migrationshintergrund ist und aus welchen Ländern und Kulturen die Einwanderer in unseren Anlagen stammen, kann nur vermutet werden. Die Wohn- und Lebensverhältnisse unserer eingesessenen und zugewanderten MieterInnen unterscheiden sich nämlich nicht wesentlich voneinander und lassen kaum Rückschlüsse auf den kulturellen Hintergrund zu.

In der Mehrzahl sind die Zuwanderer in unseren Wohnanlagen bereits gut in die österreichische Gesellschaft integriert. Genau wie die eingesessenen BewohnerInnen haben sie bestimmte Grundbedürfnisse und Erwartungen: Sie brauchen Arbeit und Einkommen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, Bildungs- und Aufstiegschancen für ihre Kinder, eine adäquate Gesundheitsversorgung und die Möglichkeit, über kulturelle, soziale oder sportliche Freizeitaktivitäten an der Gesellschaft teilzuhaben. Sie brauchen Zugang zu modernen digitalen Medien, um sich mit Freunden und Verwandten lokal und international zu vernetzen. Schließlich brauchen sie die Möglichkeit der Mitsprache und der Mitgestaltung in der Wohnanlage, und dies nicht nur unter dem Aspekt gelebter Demokratie, sondern auch als Zeichen des Respekts und der Anerkennung, die ihnen von Seiten der MitbewohnerInnen und des Vermieters entgegengebracht werden.

Interkultureller Dialog findet im Alltag statt

In den Wohnanlagen der WBV-GPA findet der interkulturelle Dialog im Alltag ganz selbstverständlich statt, und dies nicht nur den ausgewiesenen Integrationsprojekten wie „Gemeinsam Wohnen in Simmering“, dem Integrationswohnheim in der Zinnergasse oder dem erfolgreichen und mit dem Stadterneuerungspreis ausgezeichneten Sanierungsprojekt Kauerhof in Wien-Fünfhaus, wo gut drei Viertel der BewohnerInnen nicht-österreichischer Herkunft sind. Die MieterInnen kommunizieren auch andernorts untereinander, mit HausbesorgerInnen, die oft selbst Zuwanderer sind, sowie mit der Hausverwaltung, und gestalten sich so tagtäglich ihren Wohn- und Lebensalltag.

Bekanntlich wird nicht in Expertenrunden oder auf politischen Bühnen Integration bewerkstelligt, sondern dort, wo Menschen unterschiedlicher Herkunft etwas miteinander tun, z.B. arbeiten, dieselben Orte für ihre Freizeit nutzen oder eben Tür an Tür wohnen. In der Firma, auf der Donauinsel, im Grätzelpark und in den Wohnanlagen werden die großen oder kleinen Schritte gesetzt, die schließlich irgendwann einmal zu einem Zustand führen, den man eines Tages als „gelungene Integration“ bezeichnen wird.

Interkulturelle Konflikte?

Nachbarschaftskonflikte, die auf kulturelle Unterschiede zurückzuführen sind, treten in den Anlagen der WBV-GPA kaum auf. Unstimmigkeiten, die da und dort vorkommen, ranken sich vorwiegend um Altbekanntes wie Lärm oder Tierhaltung oder um unterschiedliche Vorstellungen von der Nutzung von Stiegenhaus, Müllraum, Waschküche oder Grünanlagen – Themen, die in Wohnanlagen seit jeher an der Tagesordnung sind.

Trotzdem hat die WBV-GPA ein besonderes Augenmerk auf die interkulturelle Komponente des Wohnens, und dies nicht nur, wenn Neubauprojekte für Bauträgerwettbewerbe entwickelt werden. Es werden auch in bestehenden Anlagen Vorkehrungen getroffen, um auch in Zukunft das Potenzial für Missverständnisse und Konflikte möglichst gering zu halten und stattdessen die Chancen der Vielfalt und des Miteinanders so gut wie möglich zu nutzen.

Die WBV-GPA und ihre MieterInnen

Dabei greift die WBV-GPA zum einen auf bewährte Strukturen und Traditionen des Unternehmens in der Kommunikation mit den MieterInnen zurück.

In vielen unserer Wohnanlagen gibt es noch HausbesorgerInnen, die in engem Kontakt sowohl mit der Mieterschaft als auch mit der Hausverwaltung stehen. Sie wissen über die Stimmung im Haus Bescheid und können frühzeitig warnen, wenn sich ein Problem abzeichnet.

Seit 1989 ist das Mitbestimmungsstatut der WBV-GPA in Kraft, das seither in zahlreichen, vor allem größeren Anlagen, erfolgreich praktiziert wird. Bereits bei der ersten Mieterversammlung nach der Schlüsselübergabe findet die Wahl der Mieterbeiräte statt, die fortan die Anliegen der Mieterschaft gegenüber der

Hausverwaltung vertreten. Obwohl Mieterversammlungen und Konferenzen mit Mieterbeiräten zeitaufwändig sind und viel organisatorischen Aufwand sowie auch emotionales Engagement erfordern, liegt der Vorteil einer solchen Kommunikationsstruktur auch für die Hausverwaltung auf der Hand: Es existiert sozusagen ein automatisches Frühwarnsystem, das es ermöglicht, auftretende Probleme schon zu erfassen und zu bearbeiten, bevor sie sich als Konflikt manifestieren.

In der Verwaltung der WBV-GPA gibt es mehrsprachige MitarbeiterInnen, die Zuwanderer der zweiten Generation sind und sicherstellen können, dass nötigenfalls auch mal in der Muttersprache des einen oder anderen Mieters kommuniziert werden kann.

Aufgrund ihrer institutionellen Eingebundenheit in ein großes Netzwerk von Partnerinstitutionen hat die WBV-GPA darüber hinaus die Möglichkeit, ihre MieterInnen an den Vorteilen dieser jahrzehntelangen Kontakte und Kooperationen teilhaben zu lassen. Die Zusammenarbeit der WBV-GPA mit Einrichtungen der Arbeitsmarkt-, der Bildungs-, der Sozial- und Gesundheits- und der Integrationspolitik sowie mit Interessenvertretungen der Arbeitnehmerschaft, insbesondere der Gewerkschaft für Privatangestellte und ihren Teilorganisationen wie work@migration bietet den BewohnerInnen vielfältige Anknüpfungspunkte an ihre jeweiligen Lebenslagen.

Für Zuwanderer ist die institutionelle Verwobenheit der WBV-GPA von doppeltem Vorteil. Zum einen vermögen die Partnerorganisationen immer wieder konkret Hilfestellung zu leisten. Zum anderen kann die Anbindung an österreichische Institutionen ein wichtiger Schritt in Richtung Integration in die österreichische Gesellschaft sein. Die WBV-GPA versteht sich in diesem Zusammenhang als Schnittstelle.

Um darüber hinaus Sensibilität für Interkulturalität zu entwickeln und zu schärfen, besuchen MitarbeiterInnen der WBV-GPA Seminare, in denen sie im Umgang mit fremden Kulturen und mit einer multikulturellen Bewohnerschaft geschult werden. Erfahrungen aus Anlagen wie dem Kauerhof, wo die kulturelle Vielfalt der Bewohnerschaft besonders hoch ist, oder dem Integrationshaus in der Zinnergasse, wo Menschen aus vielen unterschiedlichen Ländern ein „Startquartier“ beziehen, nachdem sie als politische Flüchtlinge anerkannt worden sind, werden firmenintern besprochen und dazu genutzt, neue Interventionsformen zu entwickeln und auszuprobieren. Nicht zuletzt manifestiert die vorliegende Publikation die Auseinandersetzung der WBV-GPA mit der so wichtigen gesellschaftspolitischen Aufgabe.

„Interkulturelle“ Hausverwaltung

Nach unserem Verständnis sind Hausverwaltungen durch ihre Nähe zu dem sehr persönlichen Lebensbereich Wohnen geradezu prädestiniert, im Bereich Integration eine Schlüsselstellung einzunehmen. Auch wenn, wie in unseren Anlagen, das friedliche Miteinander der Normalfall ist, wird doch auch immer wieder sichtbar, dass der interkulturelle Dialog gelegentlich der Hilfestellung bedarf, denn auch an unseren MieterInnen geht die öffentliche Integrationsdebatte, die oft von Vorurteilen und gegenseitigen Zuschreibungen geprägt ist, nicht vorbei. Überdies ist es für die/den Einzelnen selbst mit gutem Willen nicht immer einfach, den ersten Schritt

zu tun und das Gespräch mit dem fremden Nachbarn zu beginnen. Hier tut sich das Handlungsfeld für die Hausverwaltung auf, die auf unterschiedliche Weise vermitteln kann.

Die Hausverwaltung kann Anlässe und Gelegenheiten schaffen, sich mit der kulturellen Vielfalt und deren Auswirkungen auf die Wohnumgebung auseinander zu setzen und den interkulturellen Dialog in Gang zu bringen und zu fördern. In der WBV-GPA geschieht dies zum Beispiel im Rahmen von Mieterversammlungen oder Mieterbeiratssitzungen, an denen die Hausverwaltung teilnimmt, und zu denen, wenn es angebracht erscheint, sprachkundige MitarbeiterInnen einer Gebietsbetreuung hinzu gebeten werden. Haus- und Hoffeste sind weitere gute Gelegenheiten, die Anliegen der MieterInnen aufzunehmen, Botschaften zu vermitteln und im Haus gemeinschaftsbildend zu wirken. Auch künstlerische Interventionen, die partizipativ gestaltet sind und möglichst viele, vor allem auch jugendliche, BewohnerInnen mit einbeziehen, haben sich als erfolgreich erwiesen und sind für die Zukunft verstärkt geplant.

Da Kommunikation in diesem sensiblen Bereich das Um und Auf ist, ist die WBV-GPA bemüht, ihre zugewanderten MieterInnen auch über ungewöhnliche Medien und durch Ansprache in deren Muttersprachen zu erreichen. So haben wir etwa, statt die kleinzeilig und formell verfasste Hausordnung in mehrere Sprachen zu übersetzen, deren wichtigste Aspekte im wahrsten Sinne des Wortes „anschaulich“ gestaltet. Auf Postern, die in den Anlagen platziert werden, werden die Dos und Don'ts des gedeihlichen Miteinanders, in Form humorvoller Cartoons, versehen mit mehrsprachigen Aufschriften, bildlich so dargestellt, dass es keine Zweifel über das wünschenswerte Verhalten im Haus mehr geben kann (in der vorliegenden Publikation werden diese Cartoons zum ersten Mal vorgestellt, siehe Seite 126).

Filme und Medienberichte, die den BewohnerInnen gezeigt werden, dienen etwa im Kauerhof, der 2009 den Stadterneuerungspreis erhalten hat, dem Ziel, die Identifikation mit der Wohnanlage zu verbessern und den BewohnerInnen zu ermöglichen, auf den Ort ihres Wohnens stolz zu sein. Um ihr Empfinden für den Wert ihres Hauses zu erhöhen, wird auch stets der Beitrag gewürdigt, den die öffentliche Hand zum Neubau oder der Sanierung der Wohnanlage geleistet hat.

Mit diesen und ähnlichen Maßnahmen übernimmt die WBV-GPA nicht nur die Verantwortung für ein gutes Miteinander in ihren Wohnanlagen, sondern wirkt zweifellos auch ein wenig über diese hinaus – in die direkte Umgebung, in das Grätzl, vor allem aber in die Köpfe der Menschen.

Das „Multikulti“ der Zukunft?

Auf die Frage, woran gutes Miteinander der Kulturen gemessen werden kann, gibt es, wie auch die Erfahrungen in den Wohnanlagen der WBV-GPA zeigen, zweifellos mehr als nur eine Antwort. Sicher ist, dass es nicht nur wichtig ist, Konflikte zu vermeiden, sondern auch, die Chancen, die das interkulturelle Miteinander bietet, wahrzunehmen und sowohl individuell als auch im Kollektiv bestmöglich zu nützen.

Es gibt nicht nur ein Idealmodell des interkulturellen Wohnens. Vielmehr existiert eine große Bandbreite von guten nachbarschaftlichen Konstellationen, die von friedlichen, aber distanzierten Verhältnissen der

Nachbarn über gemeinsame Initiativen Einzelner bis hin einer gut vernetzten Bewohnerschaft eines Hauses reichen, die den kulturellen Austausch nicht nur unter sich pflegt, sondern auch in der Umgebung pflegt und fördert.

Die WBV-GPA bietet Anregung, unterstützt und fördert, wo immer es möglich und notwendig ist. Grundlegend für unsere Arbeit ist dabei Offenheit, Interesse und ein breites Verständnis für die Unterschiedlichkeit von Kulturen und Lebensformen gemeinsam mit der Gewissheit, dass kulturelle Vielfalt großes Bereicherungspotenzial für uns alle bereithält.



Mag.ª Andrea Holzmann ist Geschäftsführerin der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte.



Dr. Valentin Inzko in seinem Büro in Sarajevo.

Mehr Informationen zum Engagement der WBV-GPA in Sarajevo finden Sie auf den Seiten 118–121.

Grußadresse von Valentin Inzko

Dr. Valentin Inzko ist Hoher Repräsentant und EU-Sonderbeauftragter für Bosnien und Herzegowina.

Neben vielen österreichischen Unternehmen, die in Bosnien und Herzegowina investieren, hat die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte einen unschätzbaren Beitrag zum Wiederaufbau von Bosnien und Herzegowina und zur Überwindung der traumatischen Erlebnisse der frühen neunziger Jahre geleistet. Die WBV-GPA hat durch ihren Beitrag zum öffentlichen Wohnbau praktische Solidarität mit den Menschen in diesem Land zum Ausdruck gebracht.

Das Thema „Integration“ ist im Zusammenhang mit Bosnien und Herzegowina aus mehreren Gründen besonders wichtig und geht in diesem Land weit über die in Österreich diskutierte engere Bedeutung von „Integration“ hinaus:

Die langfristige Erholung von Bosnien und Herzegowina ist direkt mit der Integration des Landes in die euro-atlantischen Strukturen verbunden. Um diese Integration zu erreichen, müssen die Völker von Bosnien und Herzegowina mit einer Stimme sprechen – denn Teilstaaten können der EU nicht beitreten.

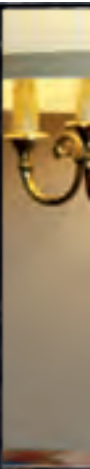
Während Bosnien und Herzegowina aus seiner Integration in die EU enorme Vorteile ziehen wird, profitiert auch die EU durch die kulturelle Bereicherung, aber auch durch mehr Stabilität in Südosteuropa.

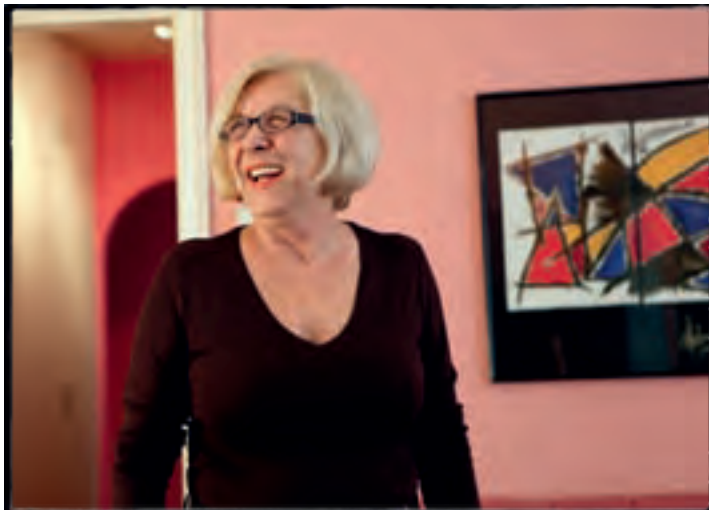
Gleichzeitig wollen wir dazu beitragen, das fünf Jahrhunderte andauernde friedliche Zusammenleben der Völker in diesem Lande wieder herzustellen. Die Leute vergessen oft, dass der Krieg in Bosnien und Herzegowina, der dreieinhalb Jahre andauerte, eine Anomalie war. Historisch gesehen war das Land vielmehr ein Modell für das multikulturelle Zusammenleben.

Dieses multikulturelle Erbe von Bosnien und Herzegowina wurde während des Krieges stark beschädigt, aber nicht völlig zerstört. Es gibt in diesem Land eine „Integration des Geistes“, ein Gefühl der Solidarität unter den Bürgern jeder Gemeinde, so dass die beharrlichsten Segregationsversuche gescheitert sind.

Die Restaurierung des Wohnungsbestandes gehört zu den beeindruckendsten Leistungen der Nachkriegserneuerung in Bosnien und Herzegowina. Die WBV-GPA hat damit einen praktischen und notwendigen Beitrag zum Wiederaufbau geleistet.

Ich bin stolz, dass sich diese österreichische Vereinigung der „Integration des Geistes“ in Bosnien und Herzegowina erschlossen hat und mit den BürgerInnen dieses Landes konstruktiv daran arbeitet, sowohl soziale als auch wirtschaftliche Vorteile zu erzielen. Gleichzeitig wünschen wir der Wohnbauvereinigung auch in Zukunft viel Erfolg und Kraft bei der Realisierung ihrer Projekte.





Porträts

Stefan Loicht







***„Ich bin
eine zugereiste
Wienerin.“***

Slobodanka Blumauer, 63, wohnt in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

Wenn man die Frau Blumauer nicht kennt und vorhat, sie zu besuchen und das im Büro der Wohnbauvereinigung erzählt, hört man „Jö, die Frau Blumauer!“, „Sagst ihr schöne Grüße!“ und „Wie geht’s ihr denn?“. Und dann ist man schon recht gespannt, wer einen da erwartet. Es öffnet eine Dame mit lachenden Augen und einem ernst gemeinten Vorwurf, warum man nicht noch einmal angerufen hat, dass man eh um 11 Uhr kommt. Ungefähr zwei Sekunden später geht der Vorwurf in große Herzlichkeit über und man fühlt sich mehr als willkommen.

Zusammen mit ihrer hoch betagten und pflegebedürftigen Mutter lebt sie in einer kleinen Wohnung im 15. Wiener Gemeindebezirk, wobei „leben“ der richtige Ausdruck ist, denn durch die notwendige 24-Stunden-Betreuung ihrer Mutter hat sie kaum noch Gelegenheit, das Haus zu verlassen. Als ausgebildete Krankenpflegerin weiß sie, was zu tun ist, obwohl keine Schule dieser Welt die Liebe lehren kann, mit der Frau Blumauer ihre Mutter umorgt. Dennoch fängt hier auch ein Teil ihrer Geschichte an.

„Ich bin eine zugereiste Wienerin.“

Mitte der sechziger Jahre erzählte ihr

eine Kollegin von der Krankenpflegerinnschule in Belgrad, dass es in Österreich gute Arbeitsbedingungen in den Krankenhäusern gäbe und so hat sich Frau Blumauer, damals Frau Puhalic, entschlossen, auch nach Wien zu gehen. Dieser Entschluss fiel ihr nicht schwer, da sie die politischen Verhältnisse im ehemaligen Jugoslawien als zu einengend empfand. Es war ein gutes Leben in Belgrad und es mangelte an nichts, aber ein Freigeist und politischer Kopf wie „Danka“ – so wird Frau Blumauer von ihren Freundinnen und Freunden genannt – konnte sich nicht so entfalten, wie sie wollte.

Also fing sie 1966 als Krankenschwester im Krankenhaus Lainz (heute: Krankenhaus Hietzing) an und wechselte 1971 dann ins Hanusch-Spital der Wiener Gebietskrankenkasse. Gewohnt hat sie bis 1977 im Schwesternheim, um schließlich über Vermittlung des damaligen Vorsitzenden der Gewerkschaft der Privatangestellten, dem legendären Alfred Dallinger, eine Wohnung der Wohnbauvereinigung zu beziehen. Zwischenzeitlich – 1967 – zog auch ihre Mutter nach Wien, um ebenfalls als Krankenpflegerin zu arbeiten. 1971 wurde die lebenslustige







Mitte der sechziger Jahre nach Österreich gekommen, 1971 österreichische Staatsbürgerin geworden, 2001 in Wien in Pension gegangen.



junge Frau österreichische Staatsbürgerin. Ihren späteren Ehemann lernte sie beim Heurigen – wo sonst? – kennen. Kinderlos geblieben ging sie 2001 in Pension.

Frau Blumauer, was sagen Sie als Beteiligte zum Stichwort „Integration“? **„Wie man in den Wald hineinruft, so kommt es zurück.“**

Und so sitzt einem da eine weltoffene, weltgewandte Vorzeigewienerin mit einem charmanten Akzent, der seinen Ursprung gar nicht verleugnen will – **„Ich bin ein Tschusch.“** – gegenüber und man hört ewiggültige Wahrheiten wie: **„Ruhe gibt's genug, wennst im Holzpyjama bist.“** Das hat Frau Blumauer den Leuten zu sagen, wenn sie sich über den Lärm spielender Kinder aufregen.

Ihr exzellentes Deutsch hat sie im Beruf und bei Freunden gelernt und gerade Letztere sorgen auch jetzt, da Frau Blumauer wegen ihrer blinden, tauben und bettlägerigen Mutter kaum noch das Haus verlassen kann, dafür dass sie stets Gesellschaft hat. Vor allem ihre Freundin Elvira, eine gebürtige Bosnierin, die sie beim Einkaufen in einer Boutique kennen gelernt hat, ist ihr Stütze und Gesellschaft, eine Perle und ein Goldstück, wie Danka sie bezeichnet. Ob es um Besorgungen

geht oder darum, auf die Mama zu schauen, wenn Frau Blumauer Dinge außer Haus zu erledigen hat, Elvira ist immer für die beiden da und ihre drei Kinder sind bei der Danka immer gern gesehen.

Auch als Vorsitzende des MieterInnenbeirates konnte sie einiges bewirken und hat ihre Spuren hinterlassen. In ihrem Haus leben unter anderem Türken, Chinesen, Inder, Bosnier, und alle sind ÖsterreicherInnen, wie sie betont. Auf enge nachbarschaftliche Beziehungen und ein gutes Zusammenleben hat sie immer Wert gelegt. Das ist ihr sichtlich auch gelungen, wobei: **„Ich habe mich immer angepasst, nie Probleme gehabt.“**

Es bleibt noch zu erwähnen, dass Frau Blumauer – solange ihre Zeit es zuließ – begeisterte Nutzerin der vielfältigen Freizeitmöglichkeiten in ihrer Wohnumgebung war: Seien es ausgedehnte Spaziergänge in Schönbrunn oder Besuche in den Schwimmbädern oder von Tanzveranstaltungen. Außerdem engagierte sie sich auch noch im Sozialdemokratischen Wirtschaftsverband. Vor vier Jahren war sie das erste Mal seit ihrer Übersiedlung nach Wien auf Besuch in der alten Heimat und sie erzählt, wie froh sie ist, in Österreich zu leben. Und das ist auch ihr Resümee:

„In Wien, da bleib ich auf ewig.“





„Ich bin schwarz,

das ist so.

Wo ist das Problem?“

Mohamed Abdi, 35, wohnt in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

Das DDr. Kardinal Franz König Flüchtlingswohnheim in der Zinnergasse im 11. Wiener Gemeindebezirk ist für viele Menschen aus aller Herren Länder zu einem sicheren Ort geworden, um in einem für sie fremden Land anzukommen und ein neues Leben zu beginnen. Auch wenn der Aufenthalt in diesem Haus nur vorübergehend sein kann, so ebnet er doch den Weg, einen würdigen Platz in der Gesellschaft zu finden.

Mohamed Abdi, seine Frau und seine drei (fast vier) Kinder gehören zu diesen

Menschen, denen es beschieden war, unerträglichen Verhältnissen zu entfliehen und mit ihrem Willen und Energie eine neue Existenz aufbauen zu können. 2006 kam er aus Somalia nach Österreich, nach der Schubhaft und dem positiven Asylbescheid durfte ihm seine Familie zwei Jahre später nachreisen. Er wollte nach Wien; Bekannte hatten ihm berichtet, dass es eine schöne und ungefährliche Stadt sei – man muss an dieser Stelle bedenken: Seine Eltern und seine Geschwister wurden in Somalia umgebracht.

Die Kinder von Herrn Abdi wachsen zweisprachig auf.

„Ich bin zufrieden in Österreich.“

In zwei Jahren kann Herr Abdi den Antrag auf Einbürgerung stellen, was er auch sicher tun wird, schließlich will er hier bleiben. Zur Zeit arbeitet er am Flughafen Wien-Schwechat, was dann kommt, weiß er noch nicht, es wird sich aber bestimmt etwas finden. Immerhin hat er früher zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder ein kleines Geschäft geführt. Er hat fleißig Sprachkurse besucht, die Kinder wachsen zweisprachig auf, was sie schnell lernen lässt und außerdem meint er: „Wenn die Kinder ihre Muttersprache vergessen, ist das ein Problem.“ Mit Ablehnung sieht er sich nicht konfrontiert und sollte ihn doch jemand scheel betrachten, denkt er sich: **„Ich bin schwarz, das ist so. Wo ist das Problem?“**

Zur Ruhe gekommen und zuversichtlich blickt Herr Abdi in die Zukunft und man kann mit Sicherheit davon ausgehen, dass seine Bemühungen erfolgreich sein werden.









***„Wir gestalten
unser Leben so,
wie wir wollen.“***

Mehmet, 44, Zeynep, 40, und Kenan, 17, Karabacak wohnen in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

„Karabacek, das heißt eigentlich ,Schwarzbein“, so eröffnet der Hausherr unser Gespräch und stellt damit von Anfang an klar, dass er sich sowohl in seiner Muttersprache, dem Türkischen, als auch im Deutschen heimisch fühlt (später, als der Sohn nach Hause kommt, wird dieser vom Vater mit den Worten „Servas Burlil“ begrüßt).

Kaum zu glauben ist daher, dass Mehmet erst im Alter von zwölf Jahren nach Österreich kam, gemeinsam mit seiner Mutter und seinem Bruder, um dem schon länger hiezulande als Schneider arbeitenden Vater nachzuziehen. Aufgewachsen in unmittelbarer Nähe zum Augarten hat er schnell gelernt, sich in der Schule und unter den anderen Kindern zurecht zu finden und sich so ein perfektes Wienerisch mit leichtem Akzent angeeignet.

Nach Abschluss der Hauptschule hat er Kraftfahrzeugmechaniker gelernt und war bis 2004 in diesem Beruf tätig, seither arbeitet er im Frachtbereich

des Wiener Flughafens. 1985 traf Herr Karabacak in einem Urlaub in der alten Heimat erstmals seine Frau Zeynep, die ihm bald darauf nach Österreich folgte. Für sie war der Spracherwerb schon um einiges schwieriger, aber nach Absolvierung einiger Kurse, und seitdem sie als Reinigungskraft arbeiten geht, fällt es schon leichter. Für die in Wien geborenen Kinder war das alles kein Problem, wobei die mittlerweile erwachsene Tochter nach Besuch der KrankenpflegerInnenschule einen Steuerberater geheiratet hat und jetzt in der Türkei lebt. Sohn Kenan besucht eine Höhere Technische Lehranstalt mit der Fachrichtung Informatik.

„Wir gestalten unser Leben so, wie wir wollen.“

Das Wichtigste an eben jenem Leben ist ihnen ihre Eigenständigkeit und die Möglichkeit, nach ihrer Fassung glücklich werden zu können. Missionierungen und Zwänge aller Art lehnen sie ab. Mehmet



Herr und Frau Karabacek haben sich vor mittlerweile 25 Jahren in einem Urlaub in der alten Heimat Türkei kennen gelernt.

Sohn Kenan besucht eine HTL für Informatik.



„Servas Burli!“

betont ausdrücklich die Bedeutung von Gerechtigkeit, denn schließlich sollen sich alle, egal woher man kommt, das leisten können, was die Karabacaks erreicht haben. So gesehen ist „Integration“ für sie kein Thema, denn wer anständig ist, wird immer Teil seiner Welt sein. Dazu gehört auch einfach nur gutes Benehmen.

„Jeder will in Ruhe leben.“

Freundschaften kommen und gehen, die eigene Familie steht immer im Vordergrund und deswegen gilt der ganze Stolz der Eltern den Kindern (und dem Enkel). Im Übrigen mögen Traditionen schön und gut sein, aber die Modernität, die eine Stadt wie Wien zu bieten hat, genießen sie. Frau Karabacak hebt an dieser Stelle hervor, dass „es doch mehr Gleichbehandlung“ gibt und dass es schon sehr angenehm ist, zu jeder Tages- und Nachtzeit

auch als Frau unbehelligt unterwegs sein zu können.

„Man fühlt sich sicher.“

Gefragt, ob sie sich manchmal wie Wanderer zwischen den Welten fühlen, gibt Herr Karabacak zweierlei Antworten: Einerseits, wenn die Familie zum Beispiel in Italien Urlaub macht und er gefragt wird, welcher Landsmann er denn sei, sagt er: Österreicher. Andererseits, wenn sie Verwandtenbesuche in der Türkei machen und jemand glaubt, aufgrund des Wiener Kennzeichens am Auto ein billiges Opfer gefunden zu haben, wird schnell geklärt, woher man stammt. Zusammenfassend sagt Mehmet, dass man Wurzeln nicht verleugnen soll; sie sind Teil der eigenen Geschichte. Eine Überanpassung wäre unehrlich. Dennoch, ist Wien ihre Heimat?

„Ja, auf jeden Fall.“



„Bildung ist der Schlüssel zum Weiterkommen.“

Zenon Zalega, 61, wohnt in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

„Meine Großmutter war aus Lemberg.“

Wenn ein Gespräch so beginnt, wird einem wieder einmal in Erinnerung gerufen, wie sich Wien eigentlich entwickelt hat. Wie Wien erst zu dem geworden ist, wie es sich heute darstellt: Eine von Zuwanderung geprägte und durch Migration groß gewordene Metropole, die ohne die Einflüsse von außen niemals ihre frühere und jetzige Bedeutung erlangt hätte.

Herrn Zalegas Vater wurde 1910 in Krakau geboren. Er lernte Vergolder und Restaurator. Dank seiner beruflichen Meisterschaft wurde er während der deutschen Besetzung Polens im Zweiten Weltkrieg zu einem vergleichsweise erträglichen Dienst zwangsverpflichtet,

nämlich in Wien an Denkmälern und historischen Gebäuden Restaurierungsarbeiten durchzuführen. Er wohnte bei einer Familie in Ottakring, die ihn wie einen Ziehsohn aufnahm.

Nach der Befreiung kehrte er zu seiner Familie nach Krakau zurück, wo sich aber im Laufe der Jahre herausstellte, dass sein Handwerk nicht mehr gebraucht wurde. 1958 wurde ihm die Ausreise gestattet und Herr Zalega senior konnte seine Fähigkeiten bei „seiner“ früheren Firma in Wien erneut unter Beweis stellen.

„Die Wurzeln der alten Heimat kann man nicht abschneiden. Das wäre ungesund.“

Herr Zenon Zalega – der Junior – durfte nach seiner Matura 1967 zusammen mit seiner Mutter und seinem Vater, der drei Jahre später überraschend verstarb, folgen. Bar jeglicher Deutschkenntnisse belegte er als Erstes einen entsprechenden Universitätskurs, um auch in Österreich studieren zu können. Sodann inskribierte er Geographie und Kunstgeschichte, sattelte aber bald um und wurde im Wege der damaligen Hochschule für Welthandel Touristikfachmann.

Er diente sich seinen Weg im Österreichischen Verkehrsbüro hinauf, war zwischendurch im Büro der polnischen Fluggesellschaft LOT beziehungsweise der Air France (die traditionell guten Beziehungen zwischen Polen und Frankreich führten auch dazu, dass Herr Zalega im Gymnasium Französisch lernte), kehrte ins Verkehrsbüro zurück und ging dort in Altersteilzeit. Nunmehr dienstfrei gestellt, bedauert er es, nicht mehr ins Arbeitsleben eingebunden zu sein, um seine Erfahrung zu nutzen und weitergeben zu können.

„Ich bin sehr kommunikativ.“

Der engagierte Katholik hatte immer schon eine feste Verbindung zur Kirche und so nimmt es nicht wunder, dass er seine Frau in der polnischen Pfarrgemeinde am Rennweg kennen lernte. Die gebürtige Polin studierte in Warschau Volkswirtschaft, die deutsche Sprache





Verkehrsbüro, LOT, Air France:
Herr Zalega war immer international tätig.



Aktiv in der Pfarre

„Integration ist nicht Assimilation.“

war und ist ihre Passion. In Wien ist Magistra Krystyna Zalega seit vielen Jahren Mitarbeiterin der Fachbereichsbibliothek Slawistik der Universitätsbibliothek, wo ihr das Sprachtalent natürlich zugute kommt.

Zu Hause wird mit den mittlerweile erwachsenen Kindern natürlich auch Polnisch gesprochen, denn **„es ist eine moralische, kulturelle und geschichtliche Verpflichtung, dass die Kinder die Sprache der alten Heimat lernen, was auch eine Bereicherung für die Gesellschaft insgesamt darstellt.“** Außerdem ist **„Bildung der Schlüssel zum Weiterkommen“**: Die Tochter studiert, der Sohn macht nach der Matura jetzt Zivildienst.

Apropos „zivil“: Die oft und viel zitierte Zivilgesellschaft hat in Herrn Zalega ein wertvolles Mitglied gefunden; ausgehend von Aktivitäten in seiner jetzigen Heimatpfarre St. Brigitta hat er diverse ehrenamtliche Engagements. Ob in kirchlichen Bereichen, bei kulturellen Veranstaltungen oder in karitativer Hinsicht, auf ihn kann sich seine Gemeinde stets verlassen.

„Es ist leichter, sich im selben Kulturkreis zu integrieren.“

Nicht dass es in Wien verschiedene Kulturen gäbe, aber als die Familie Ende der 1990er Jahre in den 21. Wiener Gemeindebezirk zog, nachdem die vorherigen Stationen Ottakring und Meidling waren, hatten sie ein wenig Bedenken, ob es ihnen dort, was für sie **„fast vor den Toren Wiens“** war, gefallen würde. Aber die altingesessenen Floridsdorfer konnten alle Bedenken zerstreuen. Jetzt ist er richtig stolz auf seine Wohnung, seine Wohnumgebung, seine Nachbarn und nicht zuletzt auf „seine“ Hausbesorger. Und seine Mutter wohnt buchstäblich ein Haus weiter im Gemeindebau.

Dem überzeugten und geschichtsbewussten Europäer Zenon Zalega hat das Zusammenwachsen des Kontinents sichtlich viel von der latent vorhandenen inneren Zerrissenheit zwischen Herkunft und Lebensort genommen. Durch seine Verwurzelung in Österreich – zu der die sozialen Kontakte das Ihre beigetragen haben – verspürt er auch keinen Wunsch mehr, nach Polen zurückzukehren. Er wird aber nie vergessen, woher er kommt, denn: **„Integration ist nicht Assimilation.“**



Madina, 33, und Schirvani, 37, Arsalijev wohnen mit ihren fünf Kindern in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Niederösterreich.



Es ist ein weiter Weg...

...von Tschetschenien ins Wiener Becken, vom Nordkaukasus in eine niederösterreichische Marktgemeinde. Madina und Schirvani Arsalijev haben im Jahr 2003 gemeinsam mit zwei Kindern diesen Weg über Russland, die Ukraine und die Slowakei auf sich genommen, um dem Krieg in ihrer Heimat zu entfliehen.

Nach den Stationen Siegraben (im Burgenland) und Mödling wurden sie schließlich in einer vom Österreichischen Integrationsfonds angemieteten Wohnung der Wohnbauvereinigung untergebracht. Im Sommer 2010 übernahmen sie den Mietvertrag, auch um die Kinder – mittlerweile fünf: Makka, Ali, Rahman, Ramina und Schamil – nicht aus der gewohnten Umgebung zu reißen.

Eltern und Kinder haben Freunde und Anschluss gefunden, in der Nachbarschaft hilft man sich gegenseitig. Untereinander spricht der Nachwuchs Deutsch, alleine daran kann man erkennen, welche Bedeutung Kindergarten und Schule haben. Makka, die älteste Tochter, wird demnächst auf die Handelsakademie nach Wiener Neustadt wechseln.

Vater Schirvani hat über eine Personal-leasingfirma einen guten Job als Staplerfahrer bei einem bekannten Mineralwasserabfüller bekommen. Er könnte und würde gerne mehr arbeiten; das Problem ist jedoch, dass er keinen Führerschein hat und es die öffentlichen Verkehrsmittel nicht zulassen, die Früh- oder Nachtschicht zu übernehmen. Mangels Computer kann er auch nicht kostengünstig lernen, aber früher oder später wird er die Fahrprüfung machen und sie bestimmt auch bestehen.

Staatsbürgerschaft beantragt

Die österreichische Staatsbürgerschaft haben die Arsalijevs beantragt, und nach Ablauf der Wartefrist wird sie ihnen bei ihrem untadeligen Lebenswandel bald auch verliehen werden. Wenn man Revue passieren lässt, was man alles in Zusammenhang mit Flüchtlingen, Aufenthaltsgenehmigungen, Abschiebungen und so weiter liest und hört, ist es wohlthuend zu sehen, wie eine gut integrierte Familie ihren verdienten Platz in der Mitte unserer Gesellschaft gefunden hat.





***„Ich kann mich
nicht beklagen,
keine Chance
bekommen zu
haben.“***

Mladen Jadric, 46, ist Architekt in Wien.



Auf der Website www.jadricarchitects.com
findet man mehr über die Projekte des Architekten.



Ass. Prof. Arch. Dipl.Ing. Dr. techn. Mladen Jadric steht auf der Visitenkarte des Mannes, der für die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte die im Jahr 2008 übergebene Wohnhausanlage Weltingergasse 3 im 23. Wiener Gemeindebezirk geplant hat. Davor betreute er in Zusammenhang mit dem Engagement der Wohnbauvereinigung in Bosnien-Herzegowina einen städtebaulichen Wettbewerb mit dem Titel „New Housing for Bosnia“.

Wer sich fragt, wie der Herr Professor zum Kreis der hier Porträtierten passt, dem sei gesagt, dass auch er ein Migrant ist. Geboren und aufgewachsen in Sarajevo hat er schon früh seine Liebe zur Architektur entdeckt, was insofern nicht verwunderlich ist, als dass seine beiden Elternteile Architekten waren. Nach Volksschule und Gymnasium brachte er sich während des Diplomstudiums an der Fakultät für Architektur der Universität Sarajevo die Arbeiten von Architekten wie Coop Himmelb(l)au, Zaha Hadid oder Rem Koolhaas näher: **„Die Dekonstruktivisten waren das Licht am Ende des Tunnels.“** So beschreibt er den Wunsch nach Aufbruch, auf zu neuen schöpferischen Horizonten.

Der junge Diplomingenieur, dessen Großmutter den Namen Adelheid Hutterer trug und von der er ein bisschen altösterreichisch gefärbtes Deutsch lernte und dessen Urgroßvater um das Jahr 1900 aus Österreich über Osijek nach

Bosnien kam, um als Grafiker zu arbeiten, musste nicht überredet werden, im Ausland Herausforderungen zu suchen. In Frage kamen für ihn nur zwei Städte, Helsinki und Wien, da dort die Architektur in der Gesellschaft einen ungleich höheren Stellenwert als anderswo hat. Das war für ihn entscheidend: „Entwerfen, Planen, Bauen – das ist mein Leben.“ Den Kindheitstraum New York hat er sich für später aufgehoben.

Also zog er 1989 nach Wien (das halt ein wenig näher liegt) und wurde nach einigen Monaten Akklimatisierung, in denen er mit Architekt Neu zusammenarbeitete, unter Vorlage seiner Arbeiten, Skizzen und Grafiken, bei Coop Himmelb(l)au vorstellig. Schnell mit dem legendären Helmut Swiczinsky einig geworden, konnte er sein Talent unter Beweis stellen. 1992 ging er zu Nehrer + Medek Architekten, um ab 1996 in wechselnden Kooperationen, unter anderem mit BUS Architektur, Nevil Binder und Manfred Berthold, freischaffend tätig zu sein. Seit 2002 existiert sein eigenes Büro, Mladen Jadric Architects. Dazwischen, 1994, hat er mit Hilfe eines Stipendiums ein Studienjahr in seiner Traumstadt New York verbracht. Er kam dennoch wieder zurück nach Wien.

„Ich kann mich nicht beklagen, keine Chance bekommen zu haben.“

Auf seiner Website – www.jadricarchitects.com – ist nachzulesen, welche Preise und

„Mein Weg war sicher untypisch, aber jeder Weg ist anders.“

Auszeichnungen er bislang bekommen hat; es sind viel zu viele, um sie hier alle aufzuzählen. Seit 1997 ist er Assistenzprofessor am Institut für Architektur und Entwerfen der Technischen Universität Wien. In dieser Funktion ist er auch Koordinator für die Auslandsaktivitäten seines Instituts, was sich vor allem in umfassenden Kooperationen mit chinesischen Universitäten manifestiert. Mladen Jadric ist selbstverständlich auch Spezialist für Stadtplanung und Neue Architektur im Reich der Mitte.

Dem verheirateten Vater von zwei Kindern machte natürlich der Krieg in der Heimat zu schaffen, was ihn veranlasste, sich einerseits über Zerstörung und Wiederaufbau Gedanken zu machen, andererseits aus zunächst praktischen, später aber emotionalen Gründen, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen.

„Ohne Staatsangehörigkeit kannst du nicht in dem Land leben, in dem du arbeitest“, sagt er und begründet es mit: ***„Meine Integrität war mir immer sehr wichtig.“*** Und dann erzählt er, dass seine

Familie – die Mutter und zwei Brüder – vorübergehend Pässe vier verschiedener Länder hatten. Mittlerweile lebt die Mutter mit einem der Brüder in Austin, Texas, der andere ist Bäcker in – New York.

Es gab immer wieder Überlegungen, nach Bosnien zurückzugehen, um ein anderes, besseres Land wieder aufzubauen, aber so weit Mladen Jadric auch gereist ist, er scheint in Wien Wurzeln geschlagen zu haben, die schon zu tief reichen, um sie wieder zu kappen. Seine Schilderungen von der menschlichen Wärme, die ihm allerorten entgegen gebracht wurde und die ihm Halt und Sicherheit in den unsicheren Zeiten verlieh, die Unterstützung seiner Freunde: Das hat sicher auch viel mit seiner eigenen Herzlichkeit und Offenheit zu tun.

***„Mein Weg war sicher untypisch,
aber jeder Weg ist anders.“***



Geboren in Sarajevo, Studienaufenthalt in New York, verwurzelt in Wien.





„Ich sage immer allen: lernt Deutsch!“

Ivana Todorovic, 29, ist Mitarbeiterin der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte.

Unsere Ivana ist Sachbearbeiterin in der Abteilung Wohnungswechsel in der Wohnbauvereinigung, das heißt, sie kümmert sich darum, dass alles, was mit Aufgabe und Neuvermietung einer Wohnung zusammen hängt, reibungslos abläuft. Es kann viele verschiedene Gründe für einen solchen Vorgang geben, manchmal freudige Anlässe, aber auch kleine und große Dramen mit eingeschlossen. Da ist es nicht immer leicht, den richtigen Ton zu

treffen. Ivana, was qualifiziert gerade dich für diese Arbeit? **„Ich helfe gerne. Ich mag die Menschen.“**

Frau Todorovic, verheiratet und Mutter eines nicht ganz siebenjährigen Sohnes ist bei ihren Großeltern, die in den sechziger Jahren Gastarbeiter in Österreich waren, in Jagodina, einer mittelgroßen Stadt in Serbien, aufgewachsen. Ihre Eltern zogen bald nach ihrer Geburt nach

Seit Anfang der neunziger Jahre in Österreich, seit 2002 Mitarbeiterin bei der Wohnbauvereinigung.

Frankreich, um dort zu arbeiten. 1990 kehrten sie zurück ins damalige Jugoslawien, um bald darauf zusammen mit der Tochter nach Wien aufzubrechen.

Und so landete Ivana Anfang der neunziger Jahre in einer Simmeringer Hauptschule, ohne auch nur ein Wort Deutsch zu können. Die erste Zeit war entsprechend mühsam, auch wenn sie Förderunterricht bekam. Die gutgemeinten Hilfsangebote zum Beispiel der Nachbarn waren auch nicht hilfreich, da die zum Lernen notwendige Verbindung zu ihrer Muttersprache fehlte. Sohn Bogdan hingegen ist schon längst zweisprachig: „Er saugt alles auf wie ein Schwamm.“ Im Berufsleben kann das nur von Vorteil sein, wie Ivana aus eigener Erfahrung weiß: **„Ich sage immer allen: lernt Deutsch!“**

Nach Abschluss der Hauptschule besuchte Frau Todorvic mit Erfolg die Handelsschule und fing 2002 – mit bereits gesammelter Praxis – in der Wohnbauvereinigung an. Kundenkontakt, für Übernahmen und Übergaben unterwegs zu sein, helfen zu können, das sind die Dinge, die ihr an ihrer Arbeit besonders gefallen. Ausländerfeindlichkeit hat sie dabei nie zu spüren bekommen. Mittlerweile österreichische Staatsbürgerin kommt sie zu dem Schluss: **„Ich kann mir nicht vorstellen, das Land je wieder zu verlassen.“**









„Die Türen habe ich mir selbst geöffnet.“

Omar Anwary, 41, wohnt in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

Wie man der „Datenbank der Gerichtssachverständigen und Gerichtsdolmetscher des Bundesministeriums für Justiz“ entnehmen kann, ist Herr Ingenieur Mohammad Omar Anwary allgemein beideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher für die afghanischen Sprachen Dari und Pashto. Im Gespräch erzählt er in perfektem Deutsch, dass er darüber hinaus auch noch Englisch, Farsi, Tschechisch, Slowakisch, Griechisch, Arabisch und Serbokroatisch spricht. Wie das?

Der gebürtige Afghane kam im Alter von 16 Jahren mit einem Stipendium ausgestattet in die damalige Tschechoslowakei, um eine Höhere Technische Lehranstalt für Bauwesen zu besuchen.

Mit seinem Sprachtalent war es ihm ein Leichtes, erfolgreich die Matura in Prag zu machen und anschließend auf der Fakultät für Architektur zu inskribieren. Er ging dann aber 1991 zurück nach Afghanistan, wo er bald feststellen musste, dass ihm die herrschenden Verhältnisse kein normales Leben mehr ermöglichen würden, was ihn zu dem Entschluss bewog, nach Europa zurückzukehren. Und so landete er bar jeder Deutschkenntnisse im selben Jahr als Flüchtling in Wien.

„Ich habe mehr Zeit meines Lebens in Europa als in Afghanistan verbracht“.

Sein Asylantrag wurde in der ersten Instanz abgelehnt, worauf hin er in die Berufung ging. In diesen ersten Monaten

seines Aufenthalts in Österreich brachte er sich selbst die Sprache bei, und zwar mit Hilfe von Fleiß, Interesse und einem Tschechisch-Deutschen Wörterbuch. Das muss man sich einmal vorstellen! Und das hat so gut geklappt, dass er gleich in dem Wohnheim, in dem er untergebracht war, seine Übersetzungsdienste anbieten konnte.

Parallel dazu hat er zwei Semester lang auf der Technischen Universität Architektur studiert, gab aber dann das Studium zugunsten einer Hauptbeschäftigung beim Kolpingwerk, im Asylwerberheim Nussdorferstraße, auf. Er zog sodann auch seinen Asylantrag zurück, um im Wege eines Visums und einer Aufenthalts- und Beschäftigungsbewilligung sich hierzulande zu verfestigen und zu etablieren. Seit dem Jahr 2000 ist Herr Anwary österreichischer Staatsbürger.

„Die Türen habe ich mir selbst geöffnet.“

Nachdem die Betreuung des vorher erwähnten Hauses durch das Bundesministerium für Inneres vom Kolpingwerk übernommen wurde, blieb Herr Anwary der Einrichtung treu und machte die verschiedenen Stationen der Werdung des Österreichischen Integrationsfonds mit, bis er Verwalter des Kardinal-König-Hauses des BMI in der Zinnergasse im 11. Wiener Gemeindebezirk wurde. So entstand auch der Kontakt zur Wohnbauvereinigung, da diese Eigentümerin des Nachbarhauses ist.

Seit dem Jahr 2004 ist Herr Ingenieur Anwary selbstständiger Gerichtsdolmetscher (und auch für viele verschiedene öffentliche Dienststellen und Behörden tätig) sowie Besitzer eines auf afghanische Kunst spezialisierten Geschäftes, nämlich „Kabul Lapis Art“, in der Wiener Innenstadt. In diesem Stück Afghanistan mitten in Wien werden Schmuck, Antiquitäten, Teppiche, Textilien und Möbel angeboten, wobei der Schwerpunkt auf dem einzigartigen Edelstein Lapislazuli, der nur in Herrn Anwarys alter Heimat vorkommt, liegt.

Bei einem Besuch bei nach Pakistan geflüchteten Verwandten traf er seine spätere Frau, deren Familie er schon länger verbunden war. Der Heirat folgte ihre gemeinsame Rückkehr nach Österreich. Ihre beiden Söhne sind jetzt vier und nicht ganz zwei Jahre alt. Der Ältere geht schon in den Kindergarten und man kann sich ausmalen, wie multilingual im Hause Anwary kommuniziert wird.

„Die Herkunft aus einem fremden Land kann eine Bereicherung für alle sein.“

Integration bedeutet für ihn Anpassung an die Sitten und Gebräuche und vor allem die Kenntnis der Sprache des Landes, in dem man leben will. Dem gläubigen und praktizierenden Moslem ist die Abgrenzung fremd, da Menschlichkeit immer an erster Stelle stehen muss. In diesem Zusammenhang meint er, dass die Religion oft missbraucht wird, denn:



Vater und Besitzer eines auf afghanische Kunst spezialierten Geschäfts in Wien.

„Wer ein guter Moslem ist, behandelt seine Mitmenschen wie Schwestern und Brüder.“

Er ist sichtlich stolz darauf, aus eigenem Antrieb und mit viel Energie und Kraft selbst daran gearbeitet zu haben, sich eine Existenz aufzubauen und hier bleiben zu können. Das ist ihm vortrefflich

gelingen, wie uns seine beeindruckende Lebensgeschichte vor Augen führt. Und es kommt nicht der geringste Zweifel daran auf, wenn Herr Anwary schließlich über das ihm zur zweiten Heimat gewordene Österreich sagt: **„Hier bin ich zu Hause.“**



Hairstyling by Ayhan, Cigolem, Feyza, Hatice, Meryem, Nihal, Ümit & Zeynep



***„Es geht uns
viel besser,
seit wir
selbstständig sind.“***

Zeynep, 29, und Ayhan, 36, Göbek sind Mieter eines Geschäftslokales in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

„Hairstyling by Ayhan“ heißt das Geschäft der Göbeks und wie man unzweifelhaft feststellen wird, handelt es sich dabei um einen Frisiersalon, gelegen im Herzen von Favoriten. Ayhans Ruf als Haarkünstler strahlt aber weit über die Grenzen des 10. Wiener Gemeindebezirks hinaus und so manche Kundschaft nimmt eine innerstädtische Reise auf sich, um in den Genuss seiner Behandlung zu kommen.

Ja, es ist ein türkischer Salon, aber was heißt das schon? Einerseits, dass das ganze Personal – zwei Angestellte und

vier Lehrlinge – türkischen Hintergrund hat und dass es einen abgetrennten Bereich, ein Hinterzimmer quasi, gibt, in dem gläubige Musliminnen sich die Haare machen lassen können, ohne dabei von fremden Männern gesehen zu werden. Das ist im Übrigen ein für Wien sehr spezielles Angebot. Andererseits darf folgende Szene beschrieben werden: An dem Vormittag, als wir den Salon besuchten und eine kleine Pause nutzten, um das Gruppenfoto zu machen, huscht ein älterer „Ur-Wiener“ vorbei, drückt dem Kollegen, der ihm die Haare schnitt, Trinkgeld in die Hand und zieht dann nach alter Schule vor dem Herrn des Hauses den Hut.

Es ist einfach so und so einfach: Wer gute Qualität zu einem guten Preis bei einem guten Service bietet, wird gute Geschäfte machen, ganz egal ob ein so genannter Migrationshintergrund im Spiel ist oder nicht. Und deshalb spiegelt sich im Publikum des Salons die Zusammensetzung der lokalen Bevölkerung wider.

Auch das Ehepaar Göbek selbst ist Teil dieser Mischung: Zeynep wuchs in Favoriten auf, nach Volks- und Hauptschule lernte sie Einzelhandelskauffrau. Sie spricht ein wienerisch gefärbtes Hochdeutsch, die Freundinnen und Freunde aus der Schulzeit kommen jetzt auch gerne als Kunden. Ayhan hingegen – die beiden lernten sich bei einem ihrer Türkeiurlaube kennen – ist erst seit 2002 in Österreich, nachdem er seinen Frisiersalon in der alten Heimat aufgab, um zu Zeynep nach Wien zu ziehen. Weil ihm das Deutsche aber noch ein bisschen schwer fällt, können alle MitarbeiterInnen auch Türkisch, damit es bei der Arbeit keine Missverständnisse gibt. Nachdem er sechs Jahre angestellt war, haben die jungen Eltern, die Tochter ist sieben und der Sohn unterwegs, 2008 ihren eigenen Betrieb eröffnet, und der Erfolg gibt ihnen Recht: **„Es geht uns viel besser, seit wir selbstständig sind.“**





Simple Erfolgsgeheimnis: Gute Qualität zu einem guten Preis bei gutem Service anbieten.





***„Integration heißt,
man ist Teil der
Gesellschaft.“***

Marta Schreiner, 54, wohnt in einer Anlage
der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

Es gibt viele verschiedene Gründe für Migration, dafür, sich aufzumachen und seine Heimat, das eine Land, in die Richtung eines anderen zu verlassen: Krieg, Verfolgung, Not, Elend oder Arbeitslosigkeit, aber manchmal auch nur den Wunsch, etwas, das als Enge gespürt wird, zu weiten und – schlicht ausgedrückt – in der Welt herum zu kommen. Auf den ersten Blick mag es so scheinen, dass Frau Marta Schreiner, geborene Viel (gesprochen Viel), nicht weit kam, denn sie stammt aus Belluno in Oberitalien, aus der Gegend von Cortina d'Ampezzo. Hört man aber ihre Geschichte, so erschließt sich eine europäische Wanderung, um deren Erfahrungen man sie beneidet.

Zur Volksschullehrerin ausgebildet, wollte sie eigentlich Englischprofessorin werden, nach einem Studienintermezzo in Italien ging sie 1974 nach London, um dort ihre Sprachkenntnisse – die neben Englisch auch Französisch und Deutsch umfassten – zu perfektionieren, was für sie notwendig war. Es war für sie unumgänglich, nebenbei zu arbeiten, zum Beispiel als Zimmermädchen, Bürokraft oder an der Rezeption in der Hotelbranche. In einem dieser Hotels lernte sie ihren Ehemann kennen, einen gebürtigen Bad Gasteiner.

Mittlerweile Bankangestellte und verheiratet, bekam ihr Mann ein Jobangebot in Paris, woraufhin die beiden 1986 nach Frankreich übersiedelten.

„Wir hatten beide Wurzeln.“

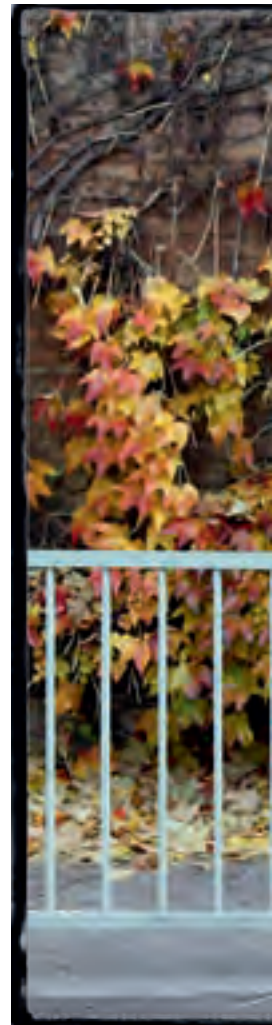
Die Schreiners wollten ihrem in Paris geborenen Sohn auch die Möglichkeit bieten, an einem Ort zu Hause zu sein, und da kam ein neuerliches Angebot an ihren Mann, in Wien zu arbeiten, gerade recht. Und so zogen sie 1986 nach vier Jahren in Frankreich weiter nach Österreich. Zwölf Jahre in den zwei größten europäischen Metropolen haben natürlich ihre Spuren hinterlassen und man glaubt Frau Schreiner jedes Wort, wenn sie vom „kulturellen Schock“ spricht, den sie bei der Übersiedlung nach Wien empfand, vor allem wenn man die achtziger Jahre in dieser Stadt selbst und bewusst erlebt hat.

„Wien hat sich aber sehr verändert, es ist europäischer, internationaler geworden.“

Sicher auch, weil es von der Zuwanderung kosmopolitisch denkender und fühlender Menschen profitiert hat. Seit damals im 14. Wiener Gemeindebezirk, Penzing, heimisch (und Erstmieter in einem 1989 fertig gestellten Haus der Wohnbauvereinigung), hat die Familie ihren Platz gefunden: Der inzwischen erwachsene Sohn ist Mitarbeiter des Forstamtes der Stadt Wien.

„Integration heißt, man ist Teil der Gesellschaft.“

Es ist auch die Verantwortung des Individuums, dieser Teil sein zu wollen. Manche Menschen tauchen vielleicht bei ihren Bemühungen zur Anpassung an eine





Von Italien über England und Frankreich nach Österreich

„Wien hat sich sehr verändert.“

zunächst fremde Welt in diese komplett ein, andere wissen zwischen Integration und Assimilation zu unterscheiden. Der Staat hat in diesem Zusammenhang jedenfalls die Aufgabe, Möglichkeiten zu bieten, die Sprache zu erlernen und die Kultur kennen zu lernen.

Frau Schreiner weiß, von was sie spricht, schließlich hat sie diesen Prozess schon dreimal mitgemacht, ohne sich jemals selbst vergessen zu haben: ***„Ich bin, was ich bin.“***

Seit 1988 bei der Wiener Niederlassung der Air France beschäftigt, konnte Frau Schreiner ihre Erfahrungen aus verschiedenen Arbeitswelten nutzen und vertritt nun als Europäische Betriebsrätin sämtliche österreichischen Angestellten der Firmengruppe AF KLM. Ihre Weltläufigkeit und ihr soziales Gewissen prädestinieren sie für dieses gewerkschaftliche Engagement und sie weiß, die Dinge zu benennen: „Die europäische Solidarität ist sehr wichtig; gerade was die Rechte der ArbeitnehmerInnen in den verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Arbeitsmarktgesetzgebungen betrifft.“ Die österreichischen zum Beispiel seien vorbildlich, mit denen in so manchen alten und neuen

EU-Ländern verglichen, nahezu paradiesisch.

Die Menschlichkeit steht immer im Vordergrund: Der Staat sollte wie eine große Familie funktionieren, in der es einen Ausgleich der Stärken und Schwächen jedes Einzelnen gäbe. Frau Schreiner erzählt an dieser Stelle von einer Idee, die die französischen Gewerkschaften hatte: „Der Tag ohne Ausländer.“ Der Ansatz war, der Bevölkerung vor Augen zu führen, was passieren würde, wenn einen Tag lang sämtliche MigrantInnen nicht arbeiten würden. Das System würde mit Sicherheit zusammenbrechen. Die Aktion wurde zwar durchgeführt, es hat aber auch angesichts der möglichen individuellen Konsequenzen leider nicht so funktioniert wie gedacht. Aber alleine das Scheitern des Vorhabens führt jedoch vor Augen, wie notwendig Zuwanderung ist, um das Funktionieren der Gesellschaft zu gewährleisten.

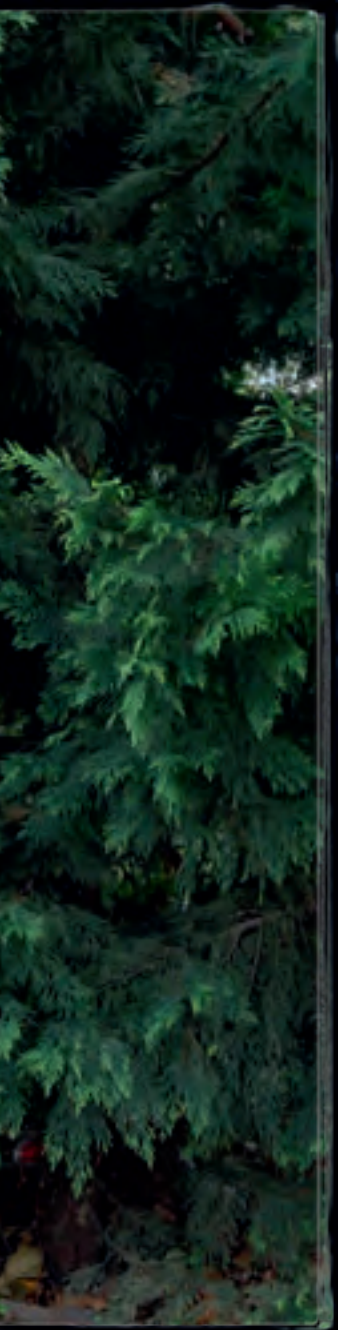
„Wir müssen zusammenhalten.“

Frau Marta Schreiner ist eine Vertreterin jenes Europas, das sich durch Grenzlosigkeit auszeichnet und dem Gedanken der Gemeinschaft Leben verleiht.





Vachit Elmuradov, 37, wohnt in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.



„Ich vermisse meine Familie.“

Im 11. Wiener Gemeindebezirk, in Simmering, gibt es eine Anlage der Wohnbauvereinigung, in der ausschließlich Menschen wohnen, die in Österreich um Asyl ansuchten und dieses auch gewährt bekamen. Bis sie sich eingelebt haben, bietet ihnen dieses vom Österreichischen Integrationsfonds betreute Haus einen geschützten Rahmen. Einer von ihnen ist Vachit Elmuradov mit seiner Frau und seinen drei Kindern.

2003 flüchtete er aus Tschetschenien und ist mehr oder wenig zufällig in Österreich gelandet (zuerst hielt er das Land für Frankreich, da ihm eine Aufschrift „Gendarmerie“ auffiel). Nach Asylantrag, der „obligatorischen“ Schubhaft und den anderen bürokratischen Vorgängen konnte er als sodann anerkannter Flüchtling seine Familie nachholen. Eigentlich war es ihm egal, wohin es ihn verschlagen würde, aber jetzt wird er alleine wegen der Kinder (das Älteste besucht schon das Gymnasium) in Wien bleiben. Die alte Heimat fehlt ihm, aber er weiß, dass ihm bei einer Rückkehr das „Schicksal von

Anna Politkowskaja“ drohen würde, wie er sich ausdrückt, dennoch: **„Ich vermisse meine Familie.“**

Diese hatte ein Transportunternehmen in Tschetschenien und in Österreich konnte Herr Elmuradov als erfahrener LKW-Chauffeur bereits als solcher arbeiten, ist zur Zeit aber wieder auf der Suche nach einem entsprechenden Job. Seine Deutschkurse hat er jedenfalls gemacht und das mit großem Erfolg, wie das Gespräch mit ihm zeigte. Er sagt selbst, dass das Wichtigste die Beherrschung der Sprache und, natürlich, ein guter Arbeitsplatz ist, um sich hierzulande zu etablieren. Die Kinder werden es bestimmt besser und leichter haben. Ungebrochen und zuversichtlich sagt er: **„Wir sind es gewohnt, zu kämpfen.“**

Wenn man Herrn Elmuradov in die Augen sieht, wird einem schnell klar, dass er nicht gewillt ist, diesen seinen Kampf um ein anständiges Leben zu verlieren. Im Gegenteil, man ist sich sicher, dass er ihn gewinnen wird.





„Ich fühle mich hier zu Hause.“

Elena-Ida Bindea, 22, wohnt in einem StudentInnenheim der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

Im Bereich eines traditionsreichen und großen österreichischen Konzerns gibt es eine Privatstiftung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, begabten jungen Menschen aus Afrika, Asien, Mittel- und Osteuropa sowie aus Österreich mit Hilfe von Stipendien das Studium an heimischen Universitäten zu ermöglichen.

Elena-Ida Bindea ist eines dieser vielversprechenden Talente: Die junge Frau kam 2006 aus Rumänien nach Wien, um Technische Mathematik zu studieren. Den Bachelorabschluss hat sie schon, jetzt macht sie ihren Master, vielleicht folgt dann noch das Doktoratsstudium. Schon im Gymnasium – der deutschen

„Ich habe Leute aus allen Ecken der Welt kennen gelernt.“

Schule in Bukarest – war sich die Tochter einer Rechtsanwältin und eines in der Forschung tätigen Geologen sicher, die Mathematik zu ihrem beruflichen Schwerpunkt zu machen.

Der ausgezeichnete Ruf der Technischen Universität Wien, das Stipendium und die Unterstützung durch den Österreichischen Austauschdienst (das ist die hiesige Agentur für internationale Mobilität und Kooperation in Bildung, Wissenschaft und Forschung) taten zusammen das Ihre, um sie zumindest vorübergehend hierzulande heimisch werden zu lassen.

„Ich fühle mich hier zu Hause.“

Sie erzählt, dass es keine Übergangsphase gab, in der sie ihren Entschluss, im

Ausland zu studieren, bereute, und dass „alles super funktioniert hat“. Einschlägige Praktika hat sie bereits absolviert und ob dem Doktorat berufliche Jahre in Wien oder ganz woanders folgen werden, ist noch offen. Kontakte hat sie reichlich geknüpft, da auch durch die ständig wechselnden MitbewohnerInnen (die meistens TeilnehmerInnen des ERASMUS-Programms zur Förderung grenzüberschreitender Mobilität und Zusammenarbeit im Hochschulwesen sind) die Internationalität in ihrem täglichen Umgang nicht zu kurz kommt.

Ohne den frischen Wind, den Menschen wie Elena-Ida Bindea mit sich bringen, wäre unsere Welt verstaubter.



Austauschprogramme wie ERASMUS sorgen für rege internationale Kontakte unter Studierenden.

„Man muss eine Chance haben zu arbeiten.“

Borislav Kanev, 48, wohnt in einer Anlage der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte in Wien.

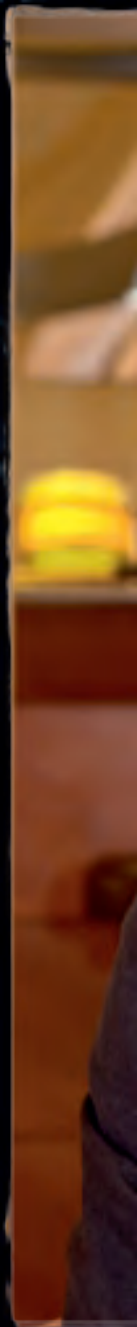
„Виена винаги е бил град на много народи. Трябва да живеем заедно един с друг.“

Das ist Bulgarisch und heißt sinngemäß: Wien war immer eine Vielvölkerstadt, man muss miteinander auskommen. Und wer sollte das besser wissen als Diplomingenieur Borislav (Boris, wie er von seinen Freunden genannt wird) Kanev, leitender Angestellter einer österreichischen Hotelkette.

Geboren und aufgewachsen in Sofia, weckte seine Schwester während seiner Volksschulzeit in ihm den Ehrgeiz, eine fremde Sprache zu lernen, da sie bereits Französisch konnte. Also besuchte er die unverbindlichen Übungen in Deutsch, in

denen, nebenbei bemerkt, die Lehrerin bevorzugt Udo-Jürgens-Lieder verwendete, um den Kindern die Fremdsprache näherzubringen. Nach der Matura am deutschen Gymnasium in Sofia machte der Sohn einer Universitätsangestellten und eines Armeeeoffiziers die Aufnahmeprüfung für die Technische Universität, Studienrichtung Mikroelektronik.

Während des obligatorischen Wehrdienstes bewarb er sich um einen Studienplatz in der damaligen DDR, genauer in Ilmenau in Thüringen an der dortigen Technischen Hochschule für Elektrotechnik. Er wurde aufgenommen und beendete das 1983 begonnene Studium 1988 mit der Diplomprüfung. Im selben Jahr kehrte er







Integration findet über den Arbeitsplatz statt.

nach Sofia zurück und bekam eine Anstellung am Institut für Mikroelektronik der bulgarischen Akademie der Wissenschaften.

1992 ergab sich ein zufälliger Kontakt zu einer österreichischen Firma, die eine spezielle Hotelsoftware vertrieb und einsetzte. Nach seinem Wechsel in deren Dienste betreute Herr Kanev Hotels in ganz Bulgarien und das offensichtlich so hervorragend, dass er 1999 nach Österreich geholt wurde, um seine Expertise zu nutzen. Schon ein Jahr später konnte und wollte einer der Kunden nicht mehr auf ihn verzichten und so ist er seit dem Jahr 2000 Leiter der EDV-Abteilung eines Konzerns, der dreizehn Hotels im In- und Ausland (und einen Heurigen) betreibt.

„Ich habe mich in Österreich willkommen gefühlt.“

Das will er durchaus als Gegensatz zu anderen Ländern verstanden wissen: Seine Bekannten zum Beispiel, die in Deutschland geblieben sind, werden viel eher als unerwünschte Ausländer wahrgenommen und behandelt. Aber auch an hiesigen Gepflogenheiten gibt es einiges auszusetzen.

Es war schon nicht leicht, die Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung für Herrn Kanev selbst zu bekommen, aber das Nachholen der Familie des verheirateten Vater zweier Söhne war noch hürdenreicher. Einerseits musste er nachweisen, genug Platz zu haben, andererseits war

er gezwungen, Miete für eine entsprechend große Wohnung zu zahlen, obwohl ihm niemand sagen konnte, wann der Familie im Rahmen der Quotenregelung der Nachzug gestattet werden würde. Zwei Jahre später war es zwar so weit, aber seine Frau durfte fünf Jahre lang nicht arbeiten, obwohl sie Ausbildung und Praxis hatte.

„Egal woher man kommt, man muss eine Chance haben zu arbeiten.“

In erster Linie findet die Integration nämlich über den Arbeitsplatz statt, was Herr Kanev selbst erlebt hat. Der Austausch mit KollegInnen, die Sicherheit, die der Beruf bieten kann, das ist der richtige Rahmen für die persönliche Entwicklung. Mit Kindern geht es auch leichter, schließlich hat man dann eher Kontakt zu Nachbarn oder den Eltern der Schulfreunde. Im Übrigen sprechen die Söhne, beide Gymnasiasisten, inzwischen untereinander Deutsch und antworten auch auf bulgarisch gestellte Fragen so. Frau Kanev konnte ihre berufliche Zwangspause dennoch sinnvoll nutzen und hat in Wien den Bachelorabschluss in Betriebswirtschaftslehre gemacht. Nach einer eher mühsamen Jobsuche – ihre Tätigkeit in Sofia wurde hierzulande nicht anerkannt – ist sie jetzt Buchhalterin und scheint zufrieden: **„Meine Frau hat einmal gesagt: ‚Ich habe das Gefühl, dass ich hier geboren bin.‘“**





***„Integration ist
keine Einbahn,
sondern basiert
auch auf
Vertrauen.“***

Zdravko Bozic, 54, ist Geschäftspartner der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte.

Herr Bozic ist Antiquitätenhändler, Grafittientfernungsspezialist und Anbieter von Baudienstleistungen. Um zu verstehen, wie das alles zusammenpasst, muss man ihn von sich erzählen gehört haben, wobei „erzählen“ bei einem Kommunikationsgenie wie ihm durchaus als Euphemismus zu bezeichnen ist: Er ist ein sprudelnder Wasserfall der Lebenserfahrung, des Wissens und des Humanismus.

Eigentlich stammt er aus Vares, einer Kleinstadt in Mittelbosnien, die er das „bosnische Kapfenberg“ nennt, was mit den dortigen Eisenerzbergwerken sowie Blei- und Zinnvorkommen und den entsprechenden Verarbeitungsbetrieben zu tun hat. In früheren Zeiten sei das eine richtige „Multikulti-“ Stadt gewesen, mit Handwerkern, die von überall her gerufen wurden. Zum Beispiel sind auch nicht wenige der in Wiener Althäusern eingebauten Stiegeneländer in den Großgießereien von Vares gefertigt worden. Herrn Bozic dürfte die Affinität zu Erlesenem in die Wiege gelegt worden sein: Sein Großvater war Meisterschmied.

Nach Absolvierung der Hotelfachschule und einem entsprechenden Studium an der Wirtschaftsuniversität Sarajewo kam Herr Bozic Anfang der achtziger Jahre erstmals nach Wien – wo seine Schwester lebte –, um Deutsch zu lernen: Sein Ziel war, zusammen mit den Sprachkenntnissen in Französisch und Englisch, die er sich bereits erworben hatte, die

perfekten Voraussetzungen für die Ausübung seines Berufs in den Bereichen Fremdenverkehr, Gastgewerbe, Hotelführung und Reiseveranstaltung zu haben. Also wurde er Hilfelektriker.

Das eine mag vordergründig nichts mit dem anderen zu tun haben, aber es ist Ausdruck von Herrn Bozics Motto: immer etwas Neues probieren. Er braucht die Herausforderung, möglichst viel möglichst gleichzeitig zu machen. Der Stillstand ist der Feind der Kreativität.

„So viele Ideen, die halten am Leben.“

Dazu gehören solche, wie einen Privatflugplatz auf einer kroatischen Insel zu eröffnen oder eine Marina zu betreiben, dies zu einer Zeit, als dieser Begriff noch niemandem etwas sagte. Schließlich blieb Herr Bozic 1992, nachdem der Krieg auf fast ganz Ex-Jugoslawien übergegriffen hatte, endgültig in Wien. Und seine beste Deutschlehrerin war die Stimme Ingrid Thurnhers im Ö1-Mittagsjournal.

Seine Erfahrungen auf Baustellen nutzte er aus, um die Sanierung und Entrümpelung von Wohnungen anzubieten. So kam er zum Altwarenhandel. Seit dieser Zeit ist er Mieter eines Souterrainlokals im 8. Wiener Gemeindebezirk. Leicht hat man es ihm nicht gemacht, was vor allem die Erlangung des Gewerbescheins betraf. Aber mit **„Ausdauer und Energie“** meisterte alle Hürden und überlegte nicht lange, was als Nächstes kommen sollte:



Deutschkurs Mittagsjournal – Herr Bozic hat durchs
Radiohören die neue Sprache perfektioniert.



„Wieder etwas lernen.“

Zwangsläufig eignete er sich Kenntnisse bei Restaurierungen an, die er im größeren Maßstab anwenden wollte: „Warum soll ich nur den Schrank restaurieren, wenn ich die ganze Fassade machen kann?“ Über den Umweg des entsprechenden Reinigungsgewerbes entdeckte er eine Nische, in der nur sehr wenige tätig waren: das professionelle Graffiti entfernen. Ob mit Trockeneisstrahlen, Feuchtsandstrahlen oder Prophylaxe mit Beschichtung, des geprüften Meisters Credo lautet: „Graffiti: Kunst oder Schmiererei? Ja zu Kunst – weg mit Schmiererei!“

Nebenbei führte er sein Stammgeschäft weiter und wurde immer wieder beauftragt, im Zuge von Sachwalteranlässen Wohnungsräumungen durchzuführen. So kam der Kontakt zur Wohnbauvereinigung zustande. Nach einer Wohnungsauflösung führte er auch gleich die Instandsetzung durch und das so perfekt, dass man auf seine Dienste nicht mehr verzichten wollte.

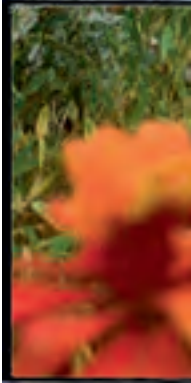
„Ich bin lieber Restaurator, als einer, der nur renoviert.“

Als Arbeitgeber mehrerer Mitarbeiter sieht er sich als verlängerter Arm der

Hausverwaltung, um mit viel Fingerspitzengefühl und Psychologie all die handwerklichen Dinge zu erledigen, die zwischen Auszug, Einzug, Verlassenschaften und Versicherungsabwicklungen eben so anfallen. Dabei ist dem begnadeten Netzwerker, dessen Stärke und Hintergrund seine Organisation ist, eines wohl bewusst: **„Ohne meine Mehrsprachigkeit wäre ich im Nachteil.“**

Herr Bozic ist mit einer Ärztin aus Sarajevo, die in der Zeit der Belagerung als Neurochirurgin in der eingeschlossenen Stadt gearbeitet hat, verheiratet. Kurz vor Kriegsende kam sie als Flüchtling nach Wien, wo sich die beiden auch kennen lernten. Als Erstes machte sie einen Deutschkurs am Goethe-Institut, um ihre Ausbildung nostrifizieren zu lassen. Es war ziemlich mühsam und hat länger gedauert als gehofft, bis sie entsprechend ihrer Ausbildung und Praxis tätig werden durfte. Sein Fazit daraus: **„Integration ist keine Einbahn, sondern basiert auch auf Vertrauen.“**

Dem möchten wir uns anschließen.





Projekte





Der Kauerhof: „There is no end of integration“

Mag. Dr. Daniel Ritter und DI Dr. Katharina Kirsch-Soriano

Spekulation und Ghettoisierung

Als im Jahr 1995 eine bis dahin unbekannte Immobilienfirma den Kauerhof erwarb, war jene Situation eingetreten, die man von Seiten der Stadt Wien seit geraumer Zeit befürchtet hatte. Tatsächlich begannen nun jene Verhältnisse vorzuherrschen, die der zunehmenden Ghettoisierung Vorschub leisteten und eine damit verbundene Verslumung heraufbeschwor. Was war geschehen?

Der im Jahr 1891 von dem Bauherrn Josef Kauer errichtete Großkomplex mit bis zu 150 Substandardwohnungen war in seiner Geschichte stets Wohnquartier für die nach Wien ziehende Arbeiterschicht gewesen. In Form einer Mietskaserne errichtet, um möglichst viel Mietzins aus der verbauten Wohnfläche zu lukrieren, diente der Kauerhof zuallererst böhmischen Zuwanderern als Unterkunft, die als Arbeiter in die Industrie- und Gewerbegegend des heutigen 15. Wiener Gemeindebezirkes zogen, wobei der erschwingliche Wohnraum kaum jemals 30 m² überstieg.

Als nach dem Wiederaufbau in Folge des Zweiten Weltkriegs die inländische Bevölkerung nach Wohnraum mit höherem Standard suchte, wurde der Kauerhof ab den fünfziger Jahren Wohnadresse für Gastarbeiter aus Ex-Jugoslawien, seit den sechziger Jahren verstärkt auch für türkische Gastarbeiter. Ende der achtziger Jahre zogen einige pakistanische Zuwanderer nach, ein damals gegründeter Kulturverein mit Gebetsraum gibt auch noch heute Zeugnis davon. Parallel dazu zogen die einheimischen BewohnerInnen weg, oftmals in Gemeindeformen, die einen besseren Lebensstandard mit eigenem Wasseranschluss und integriertem WC boten.

Mitte der neunziger Jahre war aus dem Kauerhof zum Großteil eine Wohnstätte für BewohnerInnen mit migrantischem Hintergrund geworden.

Die häufig wechselnden EigentümerInnen zeigten dabei kaum Interesse an der Erhaltung des Gebäudes, sondern waren größtenteils an der zu diesem Zeitpunkt gängigen Praxis hoher Ablösen interessiert, die als illegale Einmalzahlung den Hauptteil des Gewinnes ausmachten. Die Mieten blieben dafür größtenteils niedrig, im Gegenzug wurden aber auch keine Investitionen in die Bausubstanz gemacht. Die BewohnerInnen waren für das Adaptieren ihrer Wohnungen selbst verantwortlich und wussten zumeist nichts von ihren Ansprüchen als MieterInnen auf Instandsetzungsarbeiten.

1995 übernahm nun die schon erwähnte Immobilienfirma in spekulativer Absicht den Kauerhof und versuchte das schnelle Geld damit zu machen, den BewohnerInnen die Wohnungen ins Eigentum zu verkaufen. Besonders effektiv schien dabei, dass der Geschäftsführer selbst migrantischen Hintergrund hatte, sich als erfolgreicher Selfmademan darstellte und – nicht zuletzt zufolge diverser Sprachkenntnisse – mit den BewohnerInnen ein persönliches Verhältnis pflegte, sodass diese rasch Zutrauen zu ihm entwickelten. Wohnungen wurden als Eigentumswohnungen „wie im Bazar“ gehandelt, wobei die österreichischen – zugegebenermaßen komplizierten – Rechtsregeln nicht konsequent Anwendung fanden. So erwarben die KäuferInnen bestenfalls schlichtes Miteigentum, keinesfalls aber das versprochene Wohnungseigentum, da das Haus noch nicht einmal parafiziert worden war. Zudem haftete der gesamte Gebäudekomplex – und das wussten die meisten KäuferInnen nicht – als Hypothekarpfand für die Ankaufsfinanzierung der Immobilienfirma.

Dieses spekulative und verantwortungslose Vorgehen stieß bei der Stadt Wien und ihren MitarbeiterInnen, von der Gebietsbetreuung über die Bezirksvertretung bis hin zum Stadtrat für Wohnbau auf großes Missfallen. Hatte man oft mit dem Gedanken gespielt, das Areal selbst zu erwerben, in einen Gemeindebau umzuwandeln bzw. zu enteignen, hatte man sich wegen der Größe und der damit verbundenen Kosten nie zu einem Durchgreifen entschließen können. Nun aber berichteten die Medien, allen voran der ORF, von den „Wild-West-Methoden“ in der Wohnanlage, so dass rasches Eingreifen gefordert war.

Die ersten Aufklärungs- und Informationsveranstaltungen stießen jedoch auf wenig Widerhall, da sich die migrantischen KäuferInnen trotz des Damoklesschwertes der Zwangsversteigerung um nichts betrogen fühlten und mit der stets vor Ort anwesenden Person des Geschäftsführers durchaus das Auslangen gefunden hatten. Zudem war den offiziellen Stellen bereits längst klar geworden, dass die Eigentümerseite keinesfalls beabsichtigte, die groß zu Verkaufswerbung angekündigte Sanierung durchführen zu können. Die baupolizeilichen Aufträge, am Schluss sogar 127, wurden nur schleppend erfüllt, sodass diesem Chaos mit einer entschiedenen Willensbildung von Seiten der Politik ein Ende gesetzt werden musste. Mit dem Beschluss einer Ersatzvornahme von Seiten der Stadt wurde das Finanzierungskonzept der Immobilienfirma endgültig zum Zusammenbruch gebracht. Die Stadt Wien gelangte mit Vorzugspfandrecht in das Grundbuch und die Immobilienfirma musste Konkurs anmelden.

Damit war das Problem aber noch lange nicht gelöst: Der Kauerhof stand zwar nun zum Verkauf aus der Konkursmasse bereit, aber es war zu befürchten, dass ein nächster Erwerber den angerichteten Scherbenhaufen auch nicht einfach würde beseitigen können, ohne der Wohnbevölkerung zu schaden.

Die migrantischen BewohnerInnen waren verunsichert, die meisten Kaufverträge, die auf Kreditfinanzierung basierten und bei Zahlungsverzug jederzeit aufgelöst werden konnten, sicherten den finanziell schwachen KäuferInnen kaum das Dach über dem Kopf. Der Kauerhof drohte nun als „Schandfleck“ von Wien auch zu einem Beispiel des Versagens der Integrationspolitik zu werden: ein Platz, an dem durch Spekulationsgeschäfte die migrantische Bevölkerung um das Geld geprellt und danach obdachlos werden konnte.

Eine Sanierung unter integrativen Gesichtspunkten

Die Stadt Wien suchte nun nach einem Erwerber des Kauerhofes, von dem man sicher sein konnte, dass er die Sanierung mit größtmöglicher Sorgfalt durchführen und auch unter Berücksichtigung der komplexen rechtlichen Verhältnisse möglichst schonend mit der betroffenen Wohnbevölkerung umgehen würde. Schließlich konnte man die WBV-GPA unter Zusage der Ausschöpfung aller förderrechtlichen Möglichkeiten dafür gewinnen, die Herausforderung dieser Riesensanierung anzunehmen.

Nach dem Erwerb des Kauerhofs initiierte die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte umgehend die Vorbereitung eines Sanierungskonzeptes. Das beauftragte Architekturbüro Brada-Klerings entwickelte den umfassenden Plan einer durch die Stadt Wien geförderten „Sockelsanierung“, wobei alle allgemeinen Gebäudeteile wie Eingänge, Stiegenhäuser, Fenster, Fassade, Dächer und Kellerbereiche gänzlich revitalisiert, aber auch die zusätzliche Errichtung von neuen Aufzugsanlagen, einer Fernwärmeheizung, Müllräumen, Kinderwagen- und Fahrradräumen sowie der Ausbau des Dachgeschosses vorgesehen war.

Maßgeblich war aber auch, dass man der ohnehin verunsicherten Wohnbevölkerung die von der Stadt Wien geförderte Verbesserung ihrer Wohnungen in Form von Huckepacksanierungen anbot.

Zuvor war es allerdings nötig, die rechtlichen Verhältnisse zu klären. Dabei war es oberstes Ziel, die BewohnerInnen, die durch die Spekulationsgeschäfte ohnehin oft geschädigt waren, nicht noch zusätzlich in eine Misere zu treiben. Die unklaren rechtlichen Verhältnisse – zumeist lagen zwar Kaufverträge vor, die Zahlungen diverser Ratenvereinbarungen konnten jedoch nicht mehr nachgewiesen werden – mussten wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden. Dazu mussten oftmals Räumungsprozesse angestrengt werden, um die Vorlage der nötigen Dokumente zu erwirken. Den KäuferInnen, die die komplette Bezahlung des Kaufpreises nicht nachweisen konnten, wurde jedoch angeboten, den Vertrag rückabzuwickeln und die Wohnung als Mietwohnung zu übernehmen. Käufer, die die gänzliche Entrichtung des Kaufpreises beweisen konnten, wurden als Minderheits-eigentümer im Grundbuch lastenfrei gestellt. Trotzdem – oder gerade deshalb – erwies sich das anfängliche Verhältnis zwischen MieterInnen mit migrantischem Hintergrund und sanierendem Personal als schwierig. Von Seite der WBV-GPA und des Architekturbüros war es klar, dass man – ähnlich wie der Geschäftsführer der spekulativen Immobilienfirma zuvor – den persönlichen Kontakt suchen musste, um das Vertrauen zu gewinnen.

Zu diesem Zwecke wurde ab dem Jahr 2005 direkt vor Ort das SOS-Büro eingerichtet.

Die Bezeichnung „SOS“ bedeutete zugleich Sockelsanierung als auch rasche Hilfe- und Anlaufmöglichkeit. Den BewohnerInnen standen dort laufend Kontaktpersonen der Bauleitung zur Verfügung, um Informationen über das Baugeschehen zu erhalten. Einmal die Woche gab es fixe Sprechstunden mit einer Vertreterin des Architekturbüros und einem Mitarbeiter der Hausverwaltung. Dass es anfangs mitunter hitzig zugeht, war aus der Vorgeschichte des Hauses durchaus verständlich. Die vielen BewohnerInnen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen in den Sanierungsprozess zu integrieren und ihnen die Verbesserungsmöglichkeiten für ihre Wohnungen nahe zu bringen war ein sich erst schrittweise zu entwickelnder Kommunikationsprozess. Im Laufe der Zeit wurde zusehends Vertrauen seitens der BewohnerInnen aufgebaut und es war möglich immer mehr MieterInnen von den Vorteilen einer Huckepack-Sanierung zu überzeugen. Die unterschiedlichen Bedürfnisse wurden vom Architekturbüro in die Planungen aufgenommen und so entstanden individuelle Grundrisslösungen, Wohnungszusammenlegungen und Wohnungstäusche. In diesem Zusammenhang erklärten sich auch einige MieterInnen außergerichtlich dazu bereit, von ihnen erworbene Gang- und WC-Flächen, die für die Liftschächte gebraucht wurden, in Austausch gegen ein integriertes WC zurückzugeben.

Soziale Aufwertung der Umgebung

Seitens der Stadt Wien und der WBV-GPA war es eine ausdrückliche Zielsetzung, in Folge der baulichen Erneuerung den Prozess der Gettoisierung zu durchbrechen und eine Durchmischung der Wohnbevölkerung zu erreichen. Zwar war es aufgrund der finanziellen Förderung möglich, sowohl die sanierten Altbauwohnungen als auch die neuen Dachgeschosswohnungen zu günstigen Quadratmeterpreisen zu vermieten, dennoch war – insbesondere bei den Dachgeschosswohnungen – der Zuzug von kaufkräftigeren BewohnerInnen gewünscht. Die kompakt angelegten Wohnungen im oberen Geschoss, die fast alle über eine eigene Terrasse verfügten, konnten tatsächlich innerhalb kurzer Zeit an MieterInnen von großteils österreichischer Herkunft vermietet werden. Erstmals seit den sechziger Jahren prägen somit wieder jüngere und auch inländische BewohnerInnen das multikulturelle Zusammenleben im Kauerhof. In Folge der baulichen Aufwertung wurde somit eine gewisse soziale Aufwertung eingeleitet, ohne dadurch die bestehende Bewohnergruppe zu verdrängen. Die Wohnqualität für die BewohnerInnen konnte erheblich gesteigert werden und mehr BewohnerInnen haben Zugang zu dem heutigen Standard ortsüblicher Wohnverhältnisse erhalten – wie dies beispielsweise die Anhebung der durchschnittlichen Wohnungsgröße von 40 m² auf 60 m² dokumentiert. Ein Aspekt der Integration, der keinesfalls zu vernachlässigen ist. Der ehemals von „Verslumung“ und Isolation bedrohte Gebäudekomplex ist zum Vorzeigeprojekt geworden, von dem positive Impulse für seine Umgebung und den gesamten Bezirk ausgehen.

Heute leben im Kauerhof BewohnerInnen aus 13 Nationen. Sie beleben den Ort mit unterschiedlichen Gebräuchen und Lebensarten. Ein sichtbares Zeichen für die multikulturelle BewohnerInnenschaft sind auch die Einrichtungen, die in den Erdgeschoss-Lokalen untergebracht sind.



Auf der einen Seite befindet sich eine Kombination zwischen Hort, Kindergarten und Moschee, die in Wien einzigartig ist. Als die Institution im Jahr 2000 eröffnet wurde, handelte es sich um den ersten islamischen Kindergarten Wiens. Der Betreiber stammt aus der Türkei und kam 1992 als Religionslehrer nach Österreich. Heute sind bereits 14 MitarbeiterInnen bei ihm tätig, die rund 100 Kinder betreuen. Auch Eltern und Verwandte der Kinder kommen gerne und nutzen den farbenfroh gestalteten Gebetsraum. Hervorgehoben wird stets, dass die Kinder aus ganz verschiedenen Herkunftsländern und -kulturen stammen. Auch für interessierte Nachbarn gibt es beim Kindergarten offene Türen.

Auf der anderen Seite des Kauerhofs hat der islamisch-pakistanische Kulturverein „Masjid-e-Bilal“ seinen Sitz. Dessen Obmann wurde in Indien geboren, kam im September 1974 nach Wien und blieb, entgegen seinem ersten Vorhaben nach England zu emigrieren, schließlich in Österreich. Damit war er einer der ersten pakistanischen Einwanderer. Bereits 1986 war er ein Gründungsmitglied des islamisch-pakistanischen Kulturvereins „Masjid-e-Bilal“, heute ist er dessen Vereinsobmann. Die im Keller befindlichen Gebetsräume gibt es seit 1988. Zum Freitagsgebet erscheinen regelmäßig rund 70 Personen.

Die beiden in unmittelbarer Nachbarschaft zu einander befindlichen Moscheen pflegen ein sehr gutes nachbarschaftliches Verhältnis zueinander. Der Obmann des islamisch-pakistanischen Kulturvereins und der Leiter des Kindergartens waren sogar schon zweimal miteinander auf Pilgerfahrt.

Herausforderungen für Zusammenleben und Integration

Es wäre aber naiv zu glauben, dass damit die Integration zu einem endgültigen Abschluss gefunden hätte. Am Beispiel der zwischen den beiden Wohnblöcken zentral gelegenen Privatstraße sind diesbezüglich noch viele Überlegungen im Gang. Auf dieser Fläche begegnen sich zwangsläufig alle BewohnerInnen, laufen sie sich über den Weg oder kommunizieren mehr oder minder miteinander. Das bietet, wie alle öffentlichen Räume, großes Potenzial nach vielen Richtungen hin. Dass es dabei unter anderem auch zu Nutzungskonflikten kommen kann, liegt in der Natur der Dinge. Gerade aber Konflikte dürfen – auch im konfliktscheuen Österreich – durchaus als Teil des Integrationsprozesses gesehen und sollten nicht von Anfang an negativ bewertet werden.

Am Anfang war diese Straße auch durchaus als Kommunikationsraum vorgesehen. Sie wurde im Zuge der Sanierung neu gestaltet, so wurde ein durchgehender und barrierefreier Oberflächenbelag geschaffen, ebenso eine Begrünung mit Einzelbäumen vorgenommen sowie eine neue Straßenbeleuchtung angebracht. Die Geh- und Fahrlinie aus glatten Platten bzw. Pflasterbelag wurde von den Erdgeschoss-Fenstern abgerückt und in die Mitte des Straßenraums verlegt.

Obschon zuallererst Sitzmöglichkeiten und selbst ein Brunnen angedacht waren, entschloss man sich im Laufe der Sanierung das Konfliktrisiko hintanzuhalten, indem man die Verweil- und Aufenthaltsqualität nicht besonders ausgestaltete und auf Sitzgelegenheiten verzichtete. Gerade aber eine solche Verweilqualität könnte verstärkt zu einer Identifizierung mit der Umgebung und den anderen NutzerInnen führen.

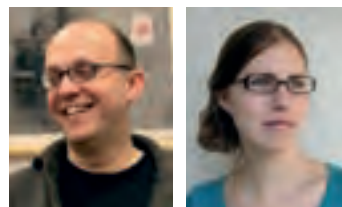
Ein zusätzliches Potenzial für Integration liegt sicherlich in den miteinander spielenden Kindern, denen nationale Vorbehalte von sich aus fürs Erste fremd sind. Hier wird spielerisch miteinander umgegangen, hier wird auch die gemeinsam verbindende Sprache Deutsch gelernt.

Insofern war es von der WBV-GPA und der Hausverwaltung durchaus integrativ gedacht, über die Hausordnung auch das Kinderspiel in der Privatstraße möglich zu machen. Auch die Erwachsenen können über die Kontakte der Kinder kommunikativ zueinander finden. Erst über den lebendigen, vitalen Austausch, den das Wohnareal mit seiner Privatstraße bietet, wird der Lebensraum für Integration offen gemacht, erhält die wohnlich angestrebte Durchmischung überhaupt einen kommunikativ lebbareren Entfaltungsraum.

Ein Beispiel dafür ist der von einem Bewohner betriebene Supermarkt mit türkischen Spezialitäten, der allen BewohnerInnen als Kommunikationsraum dient.

Dass es in einer so großen Wohnanlage freilich immer wieder zu Konflikten zwischen NachbarInnen kommt, sollte dabei keinesfalls auf die Problematik des Zusammenlebens unterschiedlicher Kulturen reduziert werden. Wenn ein Nachbar sich darüber beschwert, dass eine bestimmte Kultur mit zu scharfen Gewürzen koche und dies im ganzen Gang zu riechen sei, so hat das mehr mit dem für klassische Wiener Gründerzeithäuser typischen Küchenfenster zum Gang hinaus zu tun, als mit dem Unterschied zwischen Curry- und Zwiebelrostbraten.

Mag. Dr. Daniel Ritter und DI Dr. Katharina Kirsch-Soriano da Silva
sind für die Gebietsbetreuung Stadterneuerung im 14. und 15. Bezirk tätig.







Dobro došli u Sarajevo!

Stefan Loicht

Willkommen in Sarajevo. Es ist an sich schon ungewöhnlich, dass eine österreichische gemeinnützige Wohnbauvereinigung Eigentümerin einer Wohnhausanlage im Ausland ist. Noch ungewöhnlicher ist für viele bestimmt, dass sich diese ausgerechnet in der Hauptstadt von Bosnien-Herzegovina, Sarajevo, befindet.

Zur allgemeinen Erklärung sei vorangestellt, dass die Wohnbauvereinigung für Privatangestellte sich aus verschiedenen Gründen entschlossen hat, im Ausland tätig zu werden: Einerseits um den bewährten österreichischen Weg des sozialen Mietwohnungsbaues auch dort zu beschreiten, wo unser Modell entweder unbekannt ist oder in Vergessenheit geriet, um so bei der Konsolidierung uns historisch und ökonomisch verbundener Länder mitzuwirken, andererseits fühlen wir uns dem gewerkschaftlich-solidarischen Gedanken verpflichtet, die Aufbauhilfe, die uns in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts gewährt wurde, weiterzugeben.

Im Konkreten besuchten wir im Frühjahr 2002 auf Vermittlung des damaligen Koordinators des Stabilitätspaktes für Südosteuropa, Dr. Erhard Busek, erstmals Sarajevo, und es stellte sich heraus, dass – abgesehen von Wiederaufbaunotwendigkeiten – auch aufgrund der Privatisierung des Wohnungsbestandes ein Mangel an leistbaren Mietwohnungen bestand, dessen Linderung zu unserem Angebot passte und dies immer noch tut.

Tragfähige Partnerschaften

Im Kanton Sarajevo (der als Verwaltungseinheit in etwa einem österreichischen Bundesland entspricht) war schnell ein langfristig denkender Partner gefunden, der uns für die Realisierung eines sozialen Wohnungsbaues die Wohnbaugenossenschaft der Eisenbahner, die Stambena Zadruga Zeljeznicar (SZZ), empfahl. Diese wurde 1909 gegründet, um den steigenden Wohnungsbedarf der bei den bosnischen Eisenbahnen Beschäftigten zu decken. In Folge war sie in ganz Jugoslawien tätig und erlebte ihre Hochblüte zwischen 1950 und 1985. Ausgestattet mit einer eigenen Baufirma und Niederlassungen in allen Teilrepubliken wurden einige zehntausend Wohnungen errichtet und verwaltet. Nach Auflösung des Bundesstaates, dem Krieg und den Privatisierungen verblieben ca. 1.200 verwaltete Wohnungen sowie die Entwicklung und Verwertung kleinerer Eigentumswohnungsanlagen.

Mit Grundstücksreserven ausgestattet, aber ohne vernünftigen Zugang zum Kapitalmarkt stellte sich die SZZ mit ihrer langjährigen Erfahrung als ideale Ergänzung für die zwischenzeitlich gegründete Tochtergesellschaft der Wohnbauvereinigung, die GPA Bosnia d.o.o., heraus. Wir wurden mit der SZZ über ein kriegsbedingt nicht ausgeführtes Projekt in Otes, das ist Teil des Bezirkes Ilidza, handelseinig, bei dem – nach geringfügiger Planungsadaptierung durch uns – die Genossenschaft als Totalunternehmer auftrat. Die im Sommer 2002 begonnenen und ausschließlich von lokalen Unternehmern ausgeführten Bauarbeiten entsprachen in jeglicher Hinsicht den auch hierzulande üblichen Qualitätsstandards, was auch von der (von uns beauftragten österreichischen) Begleitenden Kontrolle bestätigt wurde.

Zwischenzeitlich wurde mit dem Kanton Sarajevo ein Generalmietvertrag geschlossen, und die 164 Wohnungen, 18 Geschäftslokale und 60 Stellplätze umfassende Wohnhausanlage im Sommer 2003 an diesen zur Nutzung übergeben.

Die unterschiedlich großen Wohnungen werden von den verschiedenen beteiligten Ministerien nach Maßgabe der jeweiligen sozialen Schwerpunktsetzung weitervermietet und so wird gewährleistet, dass dieser vergleichsweise günstige Wohnraum tatsächlich den Bedürftigen zugute kommt. Koordinierend verantwortlich für Vergabe und Verwaltung der Wohnhausanlage zeichnet das Sozialministerium des Kantons Sarajevo.

Wir sind stolz darauf, für den Wiederaufbau dieser großartigen, aber geschundenen Stadt unseren Beitrag geleistet zu haben und sehen unser Engagement als langfristige Investition in die Stabilisierung dieser uns in vielerlei Hinsicht nahestehenden Region und meinen, damit auch im weitesten Sinne integrativ tätig zu sein.



Fadil Sivsic ist Hausbesorger und der örtliche Vertreter des Ministeriums für Soziales.



Integratives Wohnen

ist machbar

Andreas Hladky

Das Miteinander von Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe ist eines der sensibelsten Themen im städtischen Wohnbau, denn kulturelle Gebräuche und Lebensentwürfe machen gemeinsames Wohnen schon unter einfachen Umständen zur Herausforderung.

Die Wohnbauvereinigung (WBV) stellte sich mit dem Projekt „Simmeringer Haustraße 192a“ der ungleich schwereren Aufgabe, im sogenannten „integrativen Wohnbau“ Menschen aus 17 Nationen ein Zuhause zu geben, das für BewohnerInnen, AnrainerInnen und Grätzel funktionieren sollte.

Nachdem die Wohnungen im Sommer 2004 bezogen wurden, liegen nun erste Langzeiterfahrungen vor, die zeigen, wie integratives Wohnen im positivsten Sinn zur Normalität werden kann. Sie offenbaren auch das nötige Ausmaß an langfristiger Planung, interkultureller Kompetenz und der Bereitschaft des Bauträgers, mit BewohnerInnen und AnrainerInnen in Dialog zu treten. Vor dem Hintergrund ihrer langjährigen Tradition und Erfahrung im Sozialbau war die WBV als Bauträger für diese Aufgaben besonders geeignet.

Da das Projekt nach Aussagen von MieterInnen, Hausvertrauensperson und AnrainerInnen den „Erfolgstest“ bestanden hat, lohnt sich eine genauere Beleuchtung der Rahmenbedingungen oder Erfolgsfaktoren:

1. Ausgewogene Mieterstruktur

Erfahrungen aus Wien zeigen, dass integrative Wohnprojekte besser funktionieren, wenn der Mietermix in Hinblick auf die Herkunftsländer der BewohnerInnen ausgewogen ist. Im konkreten Projekt wurden seitens

der WBV 112 Wohnungen errichtet. Etwas mehr als ein Drittel wurden dabei an MieterInnen mit Migrationshintergrund (aus 17 Nationen) vergeben.

2. Hohe Ausführungsqualität

Die Anlage bietet ihren MieterInnen attraktive Wohnungsgrundrisse mit mehreren Zimmern auch in kleineren Quadraturen. Weiters stehen individuelle Dachgärten und Gemeinschaftseinrichtungen zur Verfügung, die seit Bezug genützt werden. Die Gemeinschaftsräume erlauben die Abhaltung von Veranstaltungen, Festen und Zusammenkünften innerhalb einer schallgeschützten Umgebung und tragen somit zum konfliktfreien Zusammenwohnen bei.

3. Transparente Kommunikation

Das Projekt wurde AnrainerInnen und interessierten BewohnerInnen von Beginn an als integratives Wohnprojekt präsentiert. Auch wenn nicht erhoben werden konnte, welche BewohnerInnen aufgrund der klaren Charakteristik einzogen, wurde die offene Kommunikation von allen Beteiligten als positiv betrachtet. Für AnrainerInnen und BewohnerInnen machte es einen wichtigen Unterschied, vorab über das Projekt Bescheid zu wissen und nicht davon überrascht zu werden. Anekdotisch wird berichtet, dass anfängliche – durch die Vorabinformation entstandenen – Befürchtungen und Ängste der AnrainerInnen rasch wichen, als sich das Projekt als normale Wohnhausanlage entpuppte.

4. Mietermitbestimmung und definierte Ansprechpersonen

Die Anlage verfügt über einen Mieterbeirat, der von den MieterInnen gewählt wird und sich u. a. mit der Widmung der Gemeinschaftsräume und organisatorischen wie haustechnischen Anliegen befasst. Weiters wurde eine Hausvertrauensperson nominiert, um allfällige Konflikte im Vorfeld zu erkennen und in Zusammenarbeit mit der Hausverwaltung jeweils menschlichen Lösungen zuzuführen. Seitens der WBV wurde zudem eine Ansprechpartnerin für organisatorische und sonstige Anliegen nominiert. Gerade diese funktionierenden und eigens für das Projekt entwickelten kommunikativen Strukturen werden von den MieterInnen besonders geschätzt und tragen wesentlich zum Erfolg des Projektes bei.

Laut WBV weist die Simmeringer Hauptstraße 192a verglichen mit anderen Wohnhausanlagen keine höhere Zahl an Anrainer- und/oder Mieterbeschwerden auf. Beschwerden beziehen sich wie fast überall in Wien auf lärmende Kinder und betrafen in keinem einzigen Fall die Charakteristik der Anlage. Auch sonstige Störungen wie Vandalenakte oder Hauswandzeichnungen, Einbrüche oder Beschädigungen liegen klar innerhalb der in Wien üblichen niedrigen Dimensionen.

Der Erfolg des Wohnbaus zeigt die kommunalpolitischen Aufgaben im integrativen Wohnbau: Kommunikation im Vorfeld und vor Ort, die Mitbestimmung und Bereitstellung von handlungsbefugten



AnsprechpartnerInnen für Probleme, Fragen und Anliegen, bauliche und planerische Maßnahmen, die den Anliegen der BewohnerInnen entgegenkommen, und die Bereitschaft des Bauträgers und/oder Hausverwalters, für allfällige Probleme menschliche Lösungen zu finden, zählen hierbei zu den wichtigsten Qualitäten.

Menschen wollen ernst genommen werden. Wer sich im Wohnbau mit dieser einfachen Erkenntnis beschäftigt und versucht, dafür Antworten zu finden, trägt mehr zum friedlichen Zusammenleben und einer ausgeglichenen, produktiven Gesellschaft bei als so mancher vermeintliche Warner aus Politik oder Journalismus. Unsere Stadt benötigt Ideen und Lösungen. Die Simmeringer Hauptstraße 192a zeigt, dass es sich bei weitem mehr lohnt, an diesen Lösungen zu arbeiten, als deren Fehlen zum Untergang der Welt zu stilisieren.

Andreas Hladky ist Geschäftsführer der Wiener Agentur Hallamasch und war Mitglied des Planungsteams Simmeringer Hauptstraße 192a.



Sorting the garbage is good for both our house and the environment



Gute Köche offenem das Fenster.

Küchengerüche sind nicht jedermanns Geschmack.



Please don't use the garbage room as a garbage bin: use the bins!

Temiz hava sağlıklıdır.



Küf sağlığı zararlıdır.



Psi nemaju na dečijem igralištu šta da traže.



Tako je on najbolji prijatelj čoveka.



Obrati pažnju da stepenište mora biti slobodno.



Stepenište nije skladište.

Hausordnung der

anderen Art

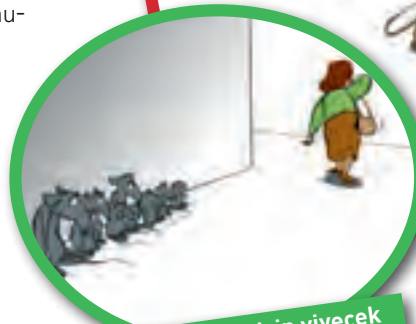
Da Kommunikation in diesem sensiblen Bereich das Um und Auf ist, ist die WBV-GPA bemüht, ihre zugewanderten MieterInnen auch über ungewöhnliche Medien und durch Ansprache in deren Muttersprachen zu erreichen.

So haben wir etwa, statt die kleinzeilig und formell verfasste Hausordnung in mehrere Sprachen zu übersetzen, deren wichtigste Aspekte im wahrsten

Sinne des Wortes „anschaulich“ gestaltet. Auf Postern, die in den Anlagen platziert werden, werden die Dos und Don'ts des gedeihlichen Miteinanders in Form humorvoller Cartoons, versehen mit mehrsprachigen Aufschriften, bildlich so dargestellt, dass es keine Zweifel über das wünschenswerte Verhalten im Haus mehr geben kann.



Güvercinlere atılan yemler fareleri çeker.



Burada sizin için yiyecek bir şey yok.





Die WBV-GPA bietet Anregung, unterstützt und fördert wo immer es möglich und notwendig ist. Grundlegend für unsere Arbeit ist dabei Offenheit, Interesse und ein breites Verständnis für die Unterschiedlichkeit von Kulturen und Lebensformen gemeinsam mit der Gewissheit, dass kulturelle Vielfalt großes Bereicherungspotenzial für uns alle bereithält.